Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 179 (2011)

Heft: 33-34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

33–34/2011 • 18. AUGUST • 179. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

ZEUGNIS, EINLADUNG, BEKEHRUNG

521 MISSION
523 LESEJAHR
525 SPANIEN
529 KIPA-WOCHE
537 ÖKUMENE
541 AMTLICHER TEIL

Seit einigen Jahren spricht man vielerorts von einer neuen missionarischen Herausforderung mit Inlandsbezug. Verlautbarungen zum Thema «missionarisch Kirche sein» haben Konjunktur. Dabei ist «Mission» für viele Zeitgenossen negativ besetzt, ja, mit einer schuldbeladenen Geschichte der Verstrickung westlicher Missionstätigkeit in Kolonialismus und Imperialismus belastet. Pointiert stellt der Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher heraus: «Das historische Problem der Mission ist ihre Gewalttätigkeit, das aktuelle ihre potentielle Peinlichkeit»,[1] gerade wenn man es in nicht kirchengewöhnte Räume hinein zu kommunizieren versucht. Übergriffige Glaubenspropaganda, die Andere herabsetzt und zu Objekten degradiert, die zu etwas gemacht werden sollen, was sie nicht sind, verbietet sich heute ebenso wie jede Form von Intoleranz und Vereinnahmung. Andererseits geht es bei der missionarischen Dimension von Kirche ganz zentral um die Erfahrung eines Christentums, das künftig auch in Europa nicht länger Mehrheitsgesellschaft sein wird, sondern eine alternative Minderheit.[2]

Mission und Dialog – ein Widerspruch?

Als «zwei Weisen des einen Sendungsauftrags der Kirche» sind interreligiöser Dialog und Verkündigung «eng aufeinander hingeordnet, aber nicht gegeneinander austauschbar»,[3] betont das vatikanische Schreiben «Dialog und Verkündigung» (1991). Interreligiöse Begegnung benötigt gegenseitigen Respekt und Vertrauen. Nur so ist ein aufrichtiger Dialog möglich, der dem Anliegen dient, die Gründe des Anderen für seinen Glauben zu verstehen und dem Anderen die Gründe für den eigenen Glauben nahezubringen. Gegenüber der Gefahr einer Instrumentalisierung im Sinne von «Proselytenmacherei» stellte Jacques Dupuis auf einer Tagung an der Universität Luzern heraus: Dialog ziele nicht auf die «Bekehrung» Anderer zum eigenen Glaubensweg, sondern auf die tiefere Hinwendung beider Dialogpartner zu Gott. Der Dialog besitzt seinen eigenen Wert. Ist der Geist Gottes die lenkende und antreibende Kraft im interreligiösen Dialog, dann können auch Christen, wenn sie sich mit Anderen gemeinsam auf die Suche nach der Wahrheit begeben, etwas lernen, ja, ihren eigenen Glauben bereichern und vertiefen.[4]

Christen und Muslime im Gespräch

Mission im Sinne von Zeugnis geben ja – auf Bekehrung und Konversion ausgerichtete Glaubensmission, Proselytismus nein! So lautet das Fazit einer Tagung des Theologischen Forums Christentum – Islam an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart Anfang März 2010 zum Thema «Mission in Christentum und Islam».[5] Statt dieses heikle und spannungsreiche Thema auszuklammern, wurde es hier zum Gegenstand des Religionsdialogs selber gemacht. So tragen Vertreter beider «missionarischer Religionen» zur Überwindung von mit Mission verbundenen Missverständnissen bei. Es braucht besondere Sensibilität in Situationen asymmetrischer Machtverhältnisse, in denen die Kirche auf Menschen trifft, die in ökonomisch, sozial und kulturell bedingter Benachteiligung leben. Umgekehrt macht sich der Schweizer muslimische Reformdenker Tariq Ramadan gegenüber der traditionellen Zweiteilung der Welt in das «Haus des Islam» (Dar al-Islam) und des feindlich-ungläubigen «Hauses des Krieges»

(Dar al-Harb) dafür stark, Europa als «Haus des Bezeugens», ja, als «Haus der Einladung zum Glauben» aufzufassen – als einen Raum, in dem Muslime von ihrem Glauben Zeugnis ablegen. Es ist in der Tat eine historisch völlig neuartige Situation, dass eine grössere Zahl von Muslimen in nichtmuslimischen Staaten lebt, wo sie Rechtssicherheit geniessen und ihre Religion frei bekennen können.

Christen und Muslime, Theologen und Religionswissenschaftler tauschen sich aus, welche Bedeutung dem werbenden Bekanntmachen des eigenen Glaubens im Dialog mit Andersglaubenden zukommt und was die Achtung vor dem Wahrheitsverständnis der jeweils anderen Religionsgemeinschaft impliziert. «Die Koexistenz, besser die Zusammenarbeit ohne Selbstaufgabe, ohne Verzicht auf die eigene Überzeugung», führt Bülent Ucar den tunesischen Intellektuellen Muhammad Talbi an, «ist nicht nur möglich, sondern auch fruchtbar. Obwohl sie die Extreme des polemischen Proselytismus und der Gefälligkeit des Kompromisses meidet, bleibt die Pflicht zum Apostolat (!) dennoch ganz erhalten. Sie nimmt nur die edelste und schwierigste Form an, die des verinnerlichten *gihad*, und öffnet den Weg zu einem gesunden Wetteifer im Guten. Aber damit sich der verinnerlichte *gihad*» – im ursprünglich koranischen Sinn meint Dschihad: Anstrengung, Abmühen, Einsatz – «nicht verhärtet in einem egoistischen, mystischen Rückzug oder sich passiv auf sich selbst beschränkt oder verweichlicht in einem leichten, guten Gewissen oder sogar in Gleichgültigkeit, muss er zu gleicher Zeit Zeugnis und Bereitschaft, Suchen und Unruhe bleiben.»[6]

Freie Religionsausübung als Menschenrecht

Wir leben in einer Situation der Pluralität von Religionen und multiplen Identitäten, Konversionen sind Teil dieser religiösen Pluralität. Auch wenn sie Familien und Gemeinschaften auseinanderreissen und für das friedliche Zusammenleben zur ernsten Herausforderung werden können, wird man einen Religionswechsel aufgrund des Freiheitscharakters des Glaubens nicht ausschliessen dürfen, die Freiheit des Übertritts in eine andere Glaubensgemeinschaft als Ausdruck der Religionsfreiheit des Subjekts[7] vielmehr nachdrücklich einklagen (wobei es für die heute mancherorts angedrohte Todesstrafe für Apostasie koranisch keinerlei Basis gibt). Umso wichtiger, dass Religionsgemeinschaften sich auf Lernprozesse im Umfeld von Konversionen einlassen und sich über einen *Code of Conduct* in missionarischen Bemühungen[8] verständigen.

Zu Recht stellte die Basler Missionswissenschaftlerin Christine Lienemann-Perrin heraus: «Uneigennütziges Handeln im öffentlichen Raum als Ausdruck von Mission kann beispielsweise im Einsatz für die Durchsetzung der allgemeinen Menschenrechte bestehen. Bezogen auf religiöse Minderheiten in Ländern Europas äussert es sich z. B. darin, dass Kirchen sich auch für die Religionsfreiheit der Muslime einsetzen, dass sie ihnen und anderen religiösen Minderheiten dabei helfen, ihre Religion frei ausüben zu können in würdigen Moscheen, Tempeln oder anderen Gotteshäusern. Aufs Spiel gesetzt und verraten wird dieses Verständnis von christlicher Mission, wenn – wie im November 2009 in der Schweiz bei der Abstimmung über die Minarettinitiative geschehen – das Schweizer Stimmvolk die Religionsfreiheit mehrheitlich nur für sich selbst in Anspruch nehmen, den Muslimen als Angehörige einer Minderheitenreligion in der Schweiz aber verweigern möchte.»[9]

Gott – Akteur aller Mission

Bekehrung, Glaube, Nachfolge sind menschlicher Verfügung entzogen: Es zeichnet gerade das monotheistische Glaubensverständnis aus, dass es allein Gott ist, der seine Wahrheit zum Ziel führen wird. «Jede missionarische Abzweckung ist vergeblich, wenn nicht kontraproduktiv; denn christliche Mission, wenn sie glaubwürdig sein will, kann nur uneigennützig betrieben werden», so wiederum Christine Lienemann-Perrin. «Aber geht das überhaupt: den Glauben bezeugen, ohne Mitglieder gewinnen zu wollen; in einen Dialog mit Andersgläubigen und Religionslosen eintreten, ohne die Gesprächspartner zu einem Sinneswandel zu überreden»?[10] Einen Ausweg aus diesem Dilemma markieren Klaus Hock und Abdullah Takim im Verweis darauf, «dass Mission als Ausdruck der Erfahrung einer Widerfahrnis verstanden werden muss und dass es Gott ist, der als alleiniger Urheber dieser Widerfahrnis – und konsequenterweise auch als einziges Subjekt von Mission – in Frage kommt. Das christlich-islamische Zeugnis, die gemeinsame Mission, ist dann verwiesen auf Gott als Akteur des Missionsgeschehens, indem Christen wie Muslime zur Einsicht befähigt werden, dass Glaubensgewissheit und kritische Selbstrelativierung sich gegenseitig bedingen und im Bezeugen des einen Gottes Hand in Hand gehen».[11]

Die Einladung zum eigenen Glauben und die Wertschätzung anderer Religionen können sich gegenseitig herausfordern und bereichern, auch und gerade, wenn sich die Beteiligten im Prozess wandeln und Differenzen deutlicher werden. Letztlich geht es um die gemeinsame Bekehrung aller zum je grösseren Gott. Um die gemeinsame, nie endende Suche nach der je grösseren Wahrheit. Dabei kann das Zeugnis der Anderen zu «Zeichen der Gegenwart oder der Absicht Gottes» (GS 11) werden – zur Aspiration, zu einem Anhauch zur Vervollkommnung unserer eigenen religiösen Inspiration (Raimon Panikkar).[12]

Christoph Gellner

Dr. theol. Christoph Gellner ist Leiter des Instituts für kirchliche Weiterbildung (IFOK) und des Theologischen Seminars Dritter Bildungsweg an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern.

[1] Rainer Bucher: Neuer Wein in alte Schläuche? Zum Innovationsbedarf einer missionarischen Kirche, in: Deutschland – Missionsland. Zur Überwindung eines pastoralen Tabus, hrsg. v. Matthias Sellmann. Freiburg 2004, 249–282, Zitat 251.

[2] Eingehend: Arnd Bünker / Christoph Gellner (Hrsg.): Kirche als Mission. Anstiftung zu christlich entschiedener Zeitgenossenschaft. Zürich 2011.

[3] Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog / Kongregation für die Evangelisierung der Völker: Dialog und Verkündigung, Nr. 77.

[4] Jacques Dupuis: Der interreligiöse Dialog als Herausforderung für die christliche Identität, in: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft 88 (2004), 3–19.

[5] Hansjörg Schmid / Ayse Basol-Gürdal / Anja Middelbeck-Varwick / Bülent Ucar (Hrsg.): Zeugnis, Einladung, Bekehrung. Mission in Christentum und Islam. Regensburg 2011.

[6] Ebd., 261 f.

[7] Eingehend Marianne Heimbach-Steins / Heiner Bielefeldt (Hrsg.): Religion und Religionsfreiheit. Menschenrechtliche Perspektiven im Spannungsfeld von Mission und Konversion. Würzburg 2010.

[8] Seit 2006 wird im Rahmen des Ökumenischen Rates der Kirchen an der Erstellung eines *Code of Conduct* gearbeitet, der zunächst von christlichen Kirchen verschiedener Länder ratifiziert und dann an Dialogteilnehmende aus Judentum, Islam und anderen Religionen weitergereicht werden soll. Eine grosse Hürde dabei ist bislang das unterschiedliche Dialog- und Missionsverständnis innerhalb der christlichen Kirchen.

[9] Zeugnis, Einladung, Bekehrung (wie Anm. 5), 76 f.

[10] Ebd., 78.

[11] Ebd., 290.

[12] Christoph Gellner: Der Glaube der Anderen. Christsein inmitten der Weltreligionen. Düsseldorf 2008.

PETRUS, DER SATAN UND DIE BERECHENBARKEIT GOTTES

22. Sonntag im Jahreskreis (Mt 16,21–27)

Das Wort von der Nachfolge und dem Kreuz und der Selbstverleugnung ist so bekannt und irgendwie abgedroschen. Aber darin steckt so eine tiefe und nicht begreifliche Wahrheit, dass man gar nicht oft und intensiv genug darüber nachdenken kann.

«… was in den Schriften geschrieben steht»

Als Jesus den Jüngerinnen und Jüngern ankündigt, dass er leiden, sterben und wieder aufstehen werde, reagiert Petrus scheinbar mit einer ganz menschlichen Geste. Ganz empathisch ruft er «Nein!». Und das ist ja auch nur nachvollziehbar. Jesus war ja für Petrus bestimmt eine existenziell unersetzbare Person (man lese dazu nur die Verse vor diesem Abschnitt, besonders Mt 16,16–20). Jesus aber weist Petrus so schroff zurück, indem er ihn «Satan» nennt, dass es mit unserem lesenden Verstehen schon wieder vorbei ist. Wieso ist Jesus manchmal so scharf, so unerbittlich klar? Ein Blick in die ersttestamentlichen Gesprächstexte zeigt, dass Matthäus' Worte sehr bewusst und treffend gewählt sind.

Da wird nämlich schnell deutlich, dass Petrus Äusserung kein Mitgefühl ist, sondern eine Mischung aus Unverständnis und einer gewissen Art von fehlendem Gottesvertrauen. Die Art und Weise, wie Petrus Jesus anredet, ist schon nicht mitfühlend, sondern schroff, ein Ausdruck des Drohens und Zurechtweisens. In der Septuaginta finden wir ihn viel seltener als im NT und immer schwingen Strenge, Schroffheit und Schärfe mit (Gen 37,10; Ps 9,6; 63,31; 105,9; 119,21; Sach 3,2; Sir 11,7). Es ist das Redeverhalten einer Autoritätsperson. Petrus nennt Jesus aber zugleich *kyrios* (Herr). Das passt überhaupt nicht zusammen und drückt somit Unklarheit, einen Zwiespalt und Unsicherheit in Petrus aus. Jetzt gab ihm Jesus gerade eine machtvolle Zusage («Ich gebe dir die Schlüssel zum Reich Gottes»), und zwei Sätze später erklärt Jesus seine Ohnmacht vor den weltlichen Mächten. Wieso ist Jesus so widersprüchlich? Wieso tritt er so machtvoll auf und ist zugleich so ohnmächtig? Petrus kriegt das nicht zusammen.

Dann sagt er: «Das soll Gott verhüten, Herr.» Dieses «Verhüten» (griechisch: *hiléos*, barmherzig sein) ist in der Septuaginta die Übersetzung für das Umkehren Gottes von seinem Zorn, also Gottes Reue oder auch Gottes Vergebung! Petrus geht also davon aus, dass Jesus sterben müsse, weil Gott ihm nicht vergibt oder weil Gott zornig ist. Vielleicht wird darin deutlich, wie sehr er Jesus als Mensch sieht. Da fragt man sich schon, wie das gerade ein paar Verse zuvor geleistete Messiasbekenntnis zu verstehen ist. Ist Gott zornig auf das Fehlverhalten seines Messias? Aber Jesus stellt sofort klar: Diese Unsicherheit des Petrus, dieses Bedürfnis nach Eindeutigkeit, nach Macht oder Ohnmacht ist nichts Göttliches. Er nennt Petrus «Satan». Dieses für uns so scharfe Wort war in biblischer Zeit etwas offener und unbesetzter als heute: Das hebräische *satan* bedeutet, sich jemandem entgegenstellen, jemanden anfeinden und wird in den wenigen alttestamentlichen Verwendungen nicht als personale Gestalt verstanden (nur in späten Texten wie Hi 1,6–12; 2,1–7; Sach 3,1–4). Das wird erst in der jüdischen apokryphen Literatur und auch im NT deutlicher. Jesus nennt Petrus nun einen Anfeinder und meint damit nicht die metaphysisch-personale Figur des Teufels, sondern den, der sich dem Geschehen Gottes entgegenstellt. Wie sieht dieses Anfeinden des Petrus aus? Er glaubt letztlich, dass alles gut ausgehen muss, weil Gott eben gut ist und Jesus auch. Petrus rechnet nicht mit der für uns völlig unbegreiflichen Grösse und Liebe Gottes, mit dem quälend tiefen unverständlichen Geheimnis Gottes. Diese Haltung weist Jesus ganz scharf zurück. Für ihn ist alles, was er erleiden muss, Gottes Wille und Weg für ihn. Jesus akzeptiert keinen Gott nach menschlichen Liebesvorstellungen und keine übermenschliche Macht ausserhalb Gottes.

Die folgende Rede, mit der sich Jesus wieder an die Jüngerinnen und Jünger wendet, vertieft diesen Gedanken noch. Zuerst erklärt er, dass Nachfolge bedeutet, «sich selbst zu verleugnen». In der Septuaginta steht dieses verleugnen nur in Jes 31,7, wo die Umkehr der Menschen zu Gott damit beschrieben wird, dass sie die silbernen und goldenen Götzen, die ihre Hände gemacht haben, verleugnen werden. In der Bibel des Mt steht dieses Verb für das Loslassen der von Menschen gemachten Instrumente, die sie als Ersatz für das restlose Vertrauen in Gott konstruiert haben. Das Verleugnen, das Jesus hier als Bedingung für die Nachfolge nennt, ist also nicht ein Hintersichlassen der eigenen Person und Bedürfnisse, sondern des Versuchs, Gott klein, menschlich vorstellbar, verstehbar, machbar, handhabbar zumachen. Es ist ein Loslassen dieser religiösen Plausibilitäten, des Einleuchtenden. Nachfolge dagegen lässt sich darauf ein, dass das, was man als Gottes Ruf erfährt unverständlich, eben nicht plausibel, und leidvoll sein kann. Es ist Jesu Ansage gegen einen «lieben Gott», der verfügbar ist, der ausser «lieb» zu sein bestenfalls noch ein moralischer Richter ist, nicht aber existenziell zutiefst verunsichert. Jesus glaubt an einen Gott, der menschliche, auch religiös anerkannte Werte umwirft, um den Menschen seine Liebe zu zeigen.

Ebenso ist das Wort «Kreuz» (*stauros*) in der Bibel gebraucht. Die Septuaginta verwendet es gar nicht. Es ist ein Begriff des NT. Im Johannesevangelium steht es nur für das Mordinstrument, an dem Jesus und viele andere Menschen hingerichtet wurden. Bei den Synoptikern bezeichnet der Begriff eben noch das, was man in der Nachfolge auf sich nehmen soll (Mt 10,38; 16,24; Mk 8,34; Lk 9,23). Mordinstrument und Nachfolgesymbol: Bringt man beides zusammen, taucht wieder diese Bereitschaft auf, sich mit Jesus und diesem unfassbaren Gott auf alles einzulassen. Unfassbar, weil dieser Ruf nicht menschlicher religiöser Logik entsprechen muss, nicht jenen Werten, mit denen man so den Alltag bestreitet. «Kreuz» ist der Weg, der Gottes Geheimnis, letztlich auch Gottes unaussprechlichem, unverständlichem, unübersetzbarem Namen JHWH folgt. Kreuz heisst nicht, seine eigenen kleinen Fehler und sein Leid auf sich zu nehmen und eben so Gott nachzufolgen. Kreuz heisst: mit Gottes Unberechenbarkeit rechnen. Möglicherweise sind dann auch Paulus' Anspielungen auf das Kreuz in 1 Kor 1,17f.; Gal 5,11 u. a. doppeldeutig zu verstehen.

Und dann ist noch Jesu Schlusssatz, der ankündigt, dass Gott den Menschen nach seinen Taten «vergelten» wird. Dieser Gedanke findet sich auch in Ps 62,13 oder Spr 24,12. An allen drei Stellen aber steht für dieses göttliche «Vergelten» ein anderes Wort: Der Ps spricht davon, dass Gott für jeden Menschen gemäss seinen Taten «erfüllen» (*schalam*) wird. Im «Erfüllen» steckt der Friede (*schalom*). Friedvolle Fülle oder fülligen Frieden gibt Gott am Schluss, erfüllt die Taten, bis es Frieden ist, gibt Frieden, bis es Fülle ist. Spr 24,12 meint, Gott gibt gemäss den Taten zurück, man bekommt also, was man gegeben hat. Auch hier erfährt niemand genau, was zu erwarten ist, womit wir mit Gott zu rechnen haben. Scheinbar hat das Jesus selbst auch nicht wirklich gewusst. Er wusste nur, dass er sich auf diesen unverständlichen Weg Gottes einlassen muss.

Mit Matthäus im Gespräch

Es gibt kaum eine schwierigere Vorstellung als die, dass Gott Leid zufügt, kaum etwas, als dass Gottes Liebe grösser ist, mehr für uns vorsieht, als wir uns vorstellen können. Aber das hat etwas mit Auferstehung zu tun. Jesus wird auferstehen: Es gibt Leben nach dem Sterben, grösseres, göttliches Leben, das unseren Horizont übersteigt. Nach jedem Leiden das Leben. Das ist Gottes Geheimnis, und wir werden es nie verstehen. Wer glaubt, es zu verstehen, feindet Gott schon an, ist Satan. Matthäus packt in diese Auseinandersetzung so viel Menschlichkeit, so viel von unserer Begrenztheit und hat zugleich ganz scharfe Worte dafür. Zu Recht. Wer glaubt zu wissen, wie Gott urteilt, ist Satan. Nicht oft genug können wir dieses Evangelium einüben.

Ursula Rapp

Dr. Ursula Rapp, Mutter von drei Kindern, ist Oberassistentin für Gender Studies am Lehrstuhl für Altes Testament an der Universität Luzern.

«... SO HAST DU DEINEN BRUDER ZURÜCKGEWONNEN»

23. Sonntag im Jahreskreis: Mt 15,15–20

Die zu besprechende Perikope wird oft mit Titeln wie «Gemeinderegel», «Kirchenordnung» oder gar «Kirchenzucht» versehen. Das geht an der zentralen Absicht des Kapitels Mt 18 vorbei. Dessen Fokus ist nicht so sehr die Ordnung in der Kirche als vielmehr die Verantwortung für die Kleinen und Schwachen, die Verführbaren und Verirrten. Dazu gehören auch die Sünder. Ihnen zu vergeben und sie für die Gemeinschaft zurückzugewinnen, ist das Anliegen.

«...was in den Schriften geschrieben steht»

Die «Correctio fraterna» ist nicht eine Erfindung des christlichen Mönchtums. Schon das AT fordert im Rahmen seiner Anweisungen für soziales Verhalten und in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Gebot der Nächstenliebe in Lev 19,17–18: «Du sollst in deinem Herzen keinen Hass gegen deinen Bruder tragen. Weise deinen Stammesgenossen zurecht, so wirst du seinetwegen keine Schuld auf dich laden (...). Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.» Diese Aufforderung, den Nächsten auf sein Fehlverhalten hin anzusprechen, «hat im Judentum eine lange Auslegungstradition, deren Quintessenz ist, dass die offene Vermahnung des israelitischen Bruders ein Ausdruck der Nächstenliebe und der Solidarität innerhalb des Gottesvolkes ist».[1] In der Gemeinschaft von Qumran gab es offenbar ein geregeltes dreistufiges Disziplinarverfahren gegen sündige Gemeindeglieder, das jenem in Mt 18,15–17 ähnlich ist: Auf eine Aussprache unter vier Augen sollte ein Gespräch mit Zeugen und erst dann eine Anklage vor der Versammlung folgen (1QS V,25–VI,1; CD IX,2–4). Einen Ausschluss aus dem Volk Gottes als letzte Konsequenz für den uneinsichtigen Sünder konnte es in Israel allerdings nicht geben. So ordnet das Testament des Gad (2. Jh. n. Chr.) für diesen Fall an: «Ist er jedoch unverschämt und beharrt er auf der Bosheit, dann vergib ihm auch so von Herzen und überlass Gott die Vergeltung» (TestGad VI,7).

Anders in der Regelung von Mt 18,15–17! Hier geht es um ein Verfahren, das den Ausschluss von renitenten Sündern vorsieht. Mt schiebt sie in ein Jesuswort aus der Logienquelle ein (vgl. 18,15 und 18,21–22 mit Lk 17,3), das zur Vergebung, und zwar zur grenzenlosen Vergebung (!), mahnt. Dass der matthäische Einschub selbst ein Wort Jesu sein könnte, ist äusserst unwahrscheinlich. Im noch kaum strukturierten vorösterlichen Jüngerkreis ist das geforderte Vorgehen nicht denkbar. Vor allem aber passt die Bestimmung «... dann sei er für euch wie ein Heide oder Zöllner» (18,17) nicht in den Mund Jesu, dessen freundschaftlicher Umgang mit Zöllnern und Sündern historisch nicht zu bezweifeln ist und von vielen als skandalös angesehen wurde (Mt 11,19). Die Zöllner und Sünder waren für Jesus nicht die Prototypen von Ausgeschlossenen, die man meiden soll, sondern Menschen, denen er sich zuwandte und zu denen er sich gesandt wusste (Mk 2,17). Die Regelung bei Mt zeugt vielmehr von der beginnenden strukturellen Regulierung in einer Ortskirche, «die sich noch als Teil Israels versteht, sich noch nicht der Heidenmission zugewandt hat und für die ‹Heiden und Zöllner› der Inbegriff von Menschen ist, mit denen man keine Gemeinschaft hat».[2]

Mit Matthäus im Gespräch

Für den Evangelisten Mt muss dieser Text ziemlich sperrig gewesen sein. Er ist es ja, der in seinem Sondergut das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Mt 13,24–30.36–43) überliefert. Dieses wehrt sich dagegen, das «Unkraut» jetzt schon auszureissen. Erst am Ende der Welt werden die Engel des Menschensohnes die Scheidung zwischen Unkraut und Weizen vornehmen. Wer das Wachsen des Reiches Gottes so sieht, kann kaum für das Eliminieren der Sünder aus der Gemeinschaft der jungen Kirche plädieren.

Für Mt ist die Kirche eine Gemeinschaft von Brüdern (und Schwestern), die sich um den Lehrer Jesus sammelt (Mt 23,8; auch 12,49–50). Durch Predigt und Taufe der Apostel wurden Menschen aus allen Völkern zu Jüngern, denen der Auferstandene zusagt, immer bei ihnen zu sein (Mt 28,19–20). Für diese Gemeinschaft gilt das als literarische Einheit konzipierte Lehrstück von Mt 18: In ihr gilt das Kleinsein (wie ein Kind) als Ideal (18,1–5). Mit strengen Worten wird vor der Verführung dieser Kleinen gewarnt (18,6–11). Fürsorge für jedes einzelne Verirrte wird angemahnt (18,12–14). In diesen Zusammenhang gehört die Verantwortung für den sündigen Bruder/die sündige Schwester (18,15–20). Es geht darum, ihn/sie zurückzugewinnen wie das verlorene Schaf in 18,12–14. Der Mt bekannten Kirchenordnung entsprechend, wird zwar als letzte Konsequenz, wenn alles Ermahnen nicht zum Ziel führt, der Ausschluss aus der Gemeinschaft vorgesehen, und zwar durch die Gemeinschaft selbst, nicht durch ihre Vorsteher allein! Die Gemeinschaft darf sich dabei der Autorität «des Himmels» (18,18) sicher sein. Aber: Der Hinweis auf die Gemeinschaft, in der Jesus selbst gegenwärtig ist, und auf das gemeinsame Gebet, dem Erhörung zugesagt wird (18,19–20), steht nicht von ungefähr an dieser Stelle: Der (schwierige) Umgang mit dem/der Sünder/in in der Gemeinschaft soll vom bittenden Gebet begleitet sein und so geschehen, wie es sich für eine Gemeinschaft gehört, deren Mitte Jesus selbst ist, der ein «Freund der Zöllner und Sünder» (Mt 11,19) war. Dass nicht Ausschluss, sondern Vergebung das Ziel ist, unterstreicht der Rest des Kapitels 18 sehr deutlich, der die Verpflichtung zur unbegrenzten (!) Vergebung einschärft (18,21–22–35).

Mt 18 geht es also um den Umgang miteinander in der Gemeinschaft der Jünger bzw. in der «Ortskirche». Dabei gilt dem «gefährdeten Jünger, mit dem fürsorglich umgegangen werden muss»,[3] das besondere Augenmerk. So übernimmt Mt zwar die Regelung von 18,15–17 aus seiner Tradition, der er sich verpflichtet fühlt. Aber er setzt sie in einen Kontext, der ganz andere Akzente setzt. Der Ausschluss des Sünders erscheint darin als *ultima ratio*, die mit allen Mitteln zu vermeiden ist. Mt ist kein Purist, der eine reine Kirche herstellen will (Mt 13,24–43!). Er ist aber Realist genug, um ernst zu nehmen, dass die Sünde Einzelner für die Jüngergemeinschaft zu einer Belastung werden kann, mit der sie verantwortungsvoll umzugehen hat. In diesen Fällen muss alles versucht werden, Umkehr zu erreichen und so den Bruder/die Schwester zurückzugewinnen. Wo das trotz allen Bemühens (und Betens!) nicht möglich ist, gibt es die Verpflichtung zum fairen Umgang (vgl. 18,15–17) mit dem/der Betroffenen; aber dann kann der «Schnitt» unumgänglich sein. Es bleibt aber die Hoffnung und das Gebet darum, dass es doch noch zur Umkehr kommt; dann hat die Gemeinschaft die im «Himmel» garantierte Kompetenz, nicht nur zu «binden», sondern auch zu «lösen», d. h. zu vergeben.

Der Ausschluss der Sünder, die «Exkommunikation», hat in der katholischen Kirche bis in die heutige Zeit eine sehr ambivalente, z. T. unheilvolle Wirkungsgeschichte. Sie sollte die Klarheit des kirchlichen Zeugnisses wahren und diente der Klärung in Lehrstreitigkeiten, wollte die «Kleinen» vor Ansteckung durch «faule Äpfel» bewahren (vgl. aber Mt 13,24–43), wurde aber oft genug ungerecht und lieblos angewandt, wurde sogar als Instrument politischer und innerkirchlicher Macht missbraucht. Wenn Mt 18 immer als Leitfaden für den nur im äussersten Fall anzuwendenden Ausschluss gedient hätte, wäre manches Unrecht in der Kirche nicht geschehen. *Franz Annen*

[1] U. Luz: Das Evangelium nach Matthäus (Mt 18–25) (= EKK 1/3). Zürich-Neukirchen 1997, 43.
[2] Ebd., 40.
[3] I. Maisch: Christsein in Gemeinschaft (Mt 18): Salz der Erde – Licht der Welt (= FS A. Vögtle). Stuttgart 1991, 255.

Dr. rer. bibl. et lic. phil. et lic. theol. Franz Annen war von 1977 bis 2010 ordentlicher Professor für Neutestamentliche Exegese und von 1999 bis 2007 auch Rektor der Theologischen Hochschule Chur.

SKZ 33–34/2011

SPANIENS PROBLEM MIT RELIGION UND NATION

SPANIEN

Die Geschichte beginnt vor mehr als hundert Jahren» – so eröffnet der Kartäusermönch im Film «Broken Silence» (1995) von Wolfgang Panzer sein Bekenntnis in New York vor einem Beichtvater, der es eilig hat und nervös auf die Uhr schaut. Zum Verständnis des spanischen Problems mit Religion und Nation muss man weit ins 19. Jahrhundert zurückgehen. Damals ging es um die Auseinandersetzung zwischen katholischem Traditionalismus und liberalem Progressismus. Die einen glaubten mit José Donoso Cortés an die besondere Auserwählung Spaniens und hielten den Katholizismus für die stimmigste Gesellschaftslehre angesichts der politischen Pseudoreligionen der Moderne. Die anderen – etwa José Ortega y Gasset und Manuel Azaña – plädierten für den Bruch mit der Tradition und den Anschluss an Europa als Lösung des spanischen Problems. Die Grundform dieser Querele, nämlich ihre kulturkämpferische Vehemenz, ist auch im gegenwärtigen Streit über Laizität und Nation präsent. Ein Bild Goyas aus der Zeit des Bürgerkrieges um 1820 ist weiterhin für Spanien prägend: Zwei Ganoven stecken bis zum Knie im Schlamm fest und versuchen, einander mit einem dicken Prügel zu schlagen. Da sie sich nicht bewegen können, endet der Kampf wohl erst mit dem Tod des Gegners.

In der FAZ vom 5. März 2007 stellte Leo Wieland einen eisigen «Hauch der Polarisierung» in der spanischen Politik fest, der an «die Zeiten der ‹zwei Spanien› vor dem Bürgerkrieg» erinnere. Heute hat sich das Klima so verschlechtert, das selbst die mit den Sozialisten sympathisierende Zeitung «El País» in der Wiedergewinnung des Konsenses und der Kompromissfähigkeit den einzigen Ausgang aus dem Loch sieht, in das Spanien unter der Regierung von José Luis Rodríguez Zapatero zu versinken droht. Gerade diese Eigenschaften hatten den Übergang zur Demokratie und die Verfassung von 1978 geprägt.

Die Laizität

In Art. 16 hält die Verfassung fest, dass keine Konfession oder Religion staatlichen Charakter besitzt und «die Gesinnungsfreiheit, die Religionsfreiheit und die Kultfreiheit der einzelnen Individuen und der Gemeinschaften» garantiert werden. Darüber hinaus verpflichtet sich der Staat, die religiösen Überzeugungen der spanischen Gesellschaft zu berücksichtigen und «entsprechende Beziehungen der Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche und den anderen Konfessionen» zu unterhalten. Die Verfassung atmet den Geist einer «gesunden Laizität». Sie verbindet Trennung, Neutralität und Kooperation miteinander. Sie trägt dem Gewicht der katholischen Kirche in Spaniens Geschichte und Gegenwart Rechnung, ohne die anderen Konfessionen und Religionen zu diskriminieren. Sie ist aber heute unter den Laizisten umstritten. Der Sozialist Gregorio Peces-Barba, einer der Väter der Verfassung und Parlamentspräsident unter der ersten sozialistischen Regierung von Felipe González (1982–1986), hält die ausdrückliche Nennung der katholischen Kirche für einen Fehler.

Es ist kein Zufall, dass Papst Benedikt XVI. nach 2006 (V. Welttreffen der Familien in Valencia) und 2010 (Feier des Jakobsjahres in Santiago, Einweihung der Gaudí-Basilika Sagrada Familia in Barcelona) anlässlich des XIV. Weltjugendtags in Madrid vom 18. bis zum 21. August 2011 bereits zum dritten Male Spanien besuchen wird. Dies hat nicht nur mit den erwähnten kirchlichen Ereignissen zu tun, sondern auch mit seiner Überzeugung, dass Spanien ein besonders paradigmatischer Schauplatz für die moderne Auseinandersetzung zwischen Laizität/Relativismus und dem christlichen Glauben geworden ist.

Am 6. November 2010, unterwegs nach Santiago de Compostela, sagte er im Flugzeug: «Spanien ist seit jeher eines der ‹Ursprungsländer› des Glaubens; denken wir nur daran, dass das Wiedererstehen des Glaubens in der modernen Zeit vor allem Spanien zu verdanken ist; grosse Gestalten wie der hl. Ignatius von Loyola, die hl. Teresa von Avila und der hl. Johannes von Avila sind Gestalten, die den katholischen Glauben wirklich erneuert und die Physiognomie des modernen Katholizismus geformt haben. Es ist aber ebenso wahr, dass in Spanien auch eine Laizität, ein Antiklerikalismus, ein starker und aggressiver Säkularismus entstanden ist, wie wir es insbesondere in den 30er-Jahren gesehen haben, und diese Auseinandersetzung, oder eher dieser Zusammenprall zwischen Glaube und Moderne, die beide sehr lebendig sind, ist auch in der gegenwärtigen Zeit in Spanien festzustellen: die Zukunft des Glaubens und der Begegnung, nicht der Konfrontation, sondern der Begegnung zwischen Glaube und Laizität hat daher auch gerade in der spanischen Kultur einen ihrer zentralen Punkte.»

Diese Worte entfachten zunächst in der regierungsnahen Presse einen Sturm der Entrüstung. Der Vergleich mit den 1930er-Jahren wurde als unangebracht bezeichnet. Man erinnerte den Papst daran, dass in Spanien derzeit keine Kirchen in Brand gesetzt und keine Kirchenvertreter verfolgt werden. Zapatero sagte sogar, dass in keinem Land Europas es der Kirche besser ginge als in Spanien. Aber die Diagnose des Papstes hat einen Wahrheitskern. Denn in

Mariano Delgado ist Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Freiburg i. Ü., Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg und Präsident der Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte.

SPANIEN

keinem anderen Land Europas wird um die Laizität des Staates so intensiv und ideologisch gestritten wie eben in Spanien seit der Wahl Zapateros im März 2004.

Zapateros Projekt

In der sozialistischen Arbeiterpartei (PSOE) ringen aber zwei Konzepte der Laizität miteinander: Auf der einen Seite stehen diejenigen, die eine «inklusive Laizität» vertreten und Christen in das sozialistische Projekt integrieren möchten; auf der anderen Seite finden sich die Befürworter einer «Laizität der Neutralisierung» und gar der «Exklusion» des religiösen Phänomens. Gerade diese Tendenz setzte sich zunächst durch, wie aus dem Manifest «Verfassung, Laizität und staatsbürgerliche Erziehung» zu entnehmen ist, das die Sozialisten anlässlich des 28. Jahrestags der Verfassung am 6. Dezember 2006 verabschiedet haben. Es bringt die Religionspolitik der Verfassung von 1978 mit der von 1931 in Zusammenhang und ist von einer Hermeneutik des Verdachts gegenüber dem religiösen Phänomen geprägt, das nur in seinem «fundamentalistischen Potential» wahrgenommen wird.

Das Verfassungsjubiläum diente zum Anlass, ein «laizistisches» Gesetz der Religionsfreiheit zu postulieren. Das Manifest sagt nämlich, dass die Verfassung mit der Neustrukturierung des Staates in «autonome Gemeinschaften» der territorialen Vielfalt Spaniens Rechnung getragen habe; unterdessen sei aber eine neue Form von Vielfalt eingetreten: da die spanische Gesellschaft durch Säkularisierung und Migration «moralisch und religiös» pluraler geworden sei, brauche man eine neue legale Basis für die Ausübung des Rechtes auf Gewissensfreiheit. Diese Basis könne nur die Laizität sein, die als einzige «das Zusammenleben zwischen den Kulturen, Ideen und Religionen garantiert – ohne Unterordnung oder Vorrangstellung von Glaubensformen. Die Laizität ist der Raum der Integration. Ohne Laizität gäbe es keine neuen Bürgerrechte, und einige Errungenschaften der Freiheit, wie die freiwillige Unterbrechung der Schwangerschaft oder die Ehe unter gleichgeschlechtlichen Personen, wären noch vom Zivilrecht geahndet».

Unter «mehr Laizität» wird in den Beschlüssen des 37. Kongresses der PSOE vom 4. bis 6. Juli 2008 vor allem das Zurückdrängen des Einflusses der katholischen Kirche in der Öffentlichkeit verstanden. Denn die anvisierte Reform des Gesetzes über die Religionsfreiheit von 1980 soll nicht nur dazu beitragen, der religiösen Pluralisierung der Gesellschaft besser Rechnung zu tragen, sondern auch die konfessionellen «Privilegien» (d. h. die vier völkerrechtlichen Vereinbarungen vom 3. Januar 1979 zwischen dem spanischen Staat und dem Heiligen Stuhl betr. juristische, Unterrichts-, Kultur- und finanzielle Fragen und schliesslich die Seelsorge in den Streitkräften) sowie die religiösen und liturgischen (d. h. katholischen) Symbole im öffentlichen Raum und bei den Staatsakten (katholische Staatsbegräbnisse, Bibel und Kruzifix beim Amtseid u. a.) abzuschaffen.

Doch obwohl José María Contreras Mazarío, Professor für Staatskirchenrecht an einer Madrider Universität und Generaldirektor für die Beziehungen zu den Religionsgemeinschaften im Innenministerium, im April 2010 davon überzeugt war, dass der von ihm erarbeitete Entwurf zum neuen Gesetz über die Religionsfreiheit, eine der erklärten Prioritäten Zapateros in seiner zweiten Legislaturperiode, demnächst im Parlament diskutiert werden sollte, blieb dieser bisher in der Schublade. Am 10. Juni 2010 besuchte Zapatero erstmals den Vatikan und teilte dem Papst persönlich mit, dass es vorerst kein solches Gesetz geben werde; und ebenso wenig wolle man die völkerrechtlichen Vereinbarungen von 1979 kündigen. Stattdessen werde man eine Institution zur Pflege des religiösen Pluralismus schaffen. Die Befürworter eines militanten Laizismus konnten sich in der PSOE also nicht durchsetzen.

Es hat auch manchmal den Anschein, dass die Parteistrategen unter Zapatero die Debatte um die Laizität (oder andere Themen kulturrevolutionärer Art wie neuerdings der Entwurf eines Gesetzes «über den würdigen Tod», der vor wenigen Tagen angesichts des Machtverlustes Zapateros an der ersten Hürde im Parlament scheiterte) wie ein rotes Tuch aus wahltaktischen Gründen gezielt schwingen: damit die katholische Kirche und das konservative Lager wie ein wütender Stier auf die Strasse gehen und so bei den Wählern das Gespenst einer intoleranten Rekatholisierung Spaniens wie in der Franco-Zeit geweckt werden kann.

Die Bischöfe

Die Bischöfe, die bei der Krönungsmesse für König Juan Carlos am 27. November 1975 bekanntlich um keinerlei Privileg baten, sondern lediglich «um das Recht, das ganze Evangelium zu verkünden», scheinen im Laizismus die Wurzel aller Übel zu sehen, statt sich vorrangig mit den eigenen Versäumnissen als Ursache der Identitäts- und Relevanzkrise der katholischen Kirche in den letzten Jahrzehnten zu beschäftigen. In einer pastoralen Instruktion mit dem Titel «Moralische Orientierungen angesichts der aktuellen Lage Spaniens» vom 29. November 2006 geisselten sie die «starke Laizismuswelle». Sie sei dabei, eine Gesellschaft zu prägen, die «den fundamentalen Werten» unserer Kultur radikal widerspricht. Hier helfen weder Konfrontation noch «Belehrung», sondern nur das kluge diskursive Eintreten für eine gesunde Laizität auf dem Boden der Religionsfreiheit, wie dies nicht zuletzt Papst Benedikt XVI. bei seiner Frankreichreise im September 2008 getan hat.

Die Nation

In Art. 1 der Verfassung wird festgehalten, dass die nationale Souveränität beim spanischen Volk liegt, «von dem alle Gewalten des Staates herkommen». Und in Art. 2 wird betont, dass die Verfassung «auf der unauflöslichen Einheit der spanischen Nation» beruht, die als «gemeinsames und untrennbares Vaterland aller Spanier» bezeichnet wird. Die Verfassung anerkennt und garantiert zugleich «das Recht der Nationalitäten und Regionen, die sie bilden, auf Autonomie sowie die Solidarität unter ihnen allen». Dahinter steckt der liberale Geist der ersten spanischen Verfassung von 1812, mit der Spanien begann, das Ancien Régime abzuschütteln, und sich als eine politische Willensnation freier und gleichberechtigter Bürger konstituieren wollte. Aber weder die unauflösliche Einheit Spaniens noch der Autonomieartikel sind von den baskischen und katalanischen Nationalisten verinnerlicht worden. Sie träumen eher vom Separatismus und Föderalismus.

Die Basken

Es wäre zu einfach, wollte man den baskischen Separatismus als blosse Reaktion auf die sprachliche und kulturelle Zwangsassimilation durch den extremen spanischen Unitarismus des 19. Jahrhunderts und der Franco-Zeit erklären. Vielmehr lebt er aus der «Wir-sie-Dialektik» des Ethnonationalismus, wie aus den Schriften seines Begründers Sabino Arana († 1903) ersichtlich wird. Seine Artikel «Sind wir Spanier?» und «Sie und wir» sind von dieser Dialektik durchzogen. Die Basken seien die «Ureinwohner» der Iberischen Halbinsel, ja West- und Südeuropas und Nordafrikas, und sie hätten ihre Reinheit bewahrt, während die Spanier ein römisch-gotisch-arabisches Völkergemisch mit schwachen phönizischen, griechischen und karthagischen Einflüssen seien. Ein Kind von Basken, das in Madagaskar oder Dahomey geboren wird, ist demnach, wie Arana ausdrücklich betont, genauso baskisch, wie wenn es im Baskenland geboren worden wäre, während ein im Baskenland geborenes Kind von Spaniern niemals ein Baske sein kann. Eine logische Folge des ethnonationalen Diskurses ist das Vermischungsverbot, nicht nur zur Rettung der ethnischen Reinheit der Basken, sondern auch der moralischen Integrität. Im Artikel «Die Wirkungen der Invasion» hält Arana das Zusammenleben der Kinder der baskischen Nation mit denen der spanischen aufgrund der Migration im Schatten der Industrialisierung Bilbaos für das grösste Übel des Baskenlandes, schlimmer noch als das Absterben der Sprache, das Vergessen der Geschichte, der Verlust der baskischen Institutionen oder die politische Versklavung. Denn dieses Zusammenleben schleuse die liberalen Laster ein und zerstöre die kerngesunde baskische Gesellschaft selbst, sodass die Basken «ihre Seele» verlieren. Daher könne die Lösung nur in der Separation «mittels der politischen Unabhängigkeit» liegen.

Dieses ethnonationale Gedankengut, das im heutigen Europa nicht politisch korrekt klingt, offenbart den pseudoreligiösen Charakter des baskischen Nationalismus (vgl. Ex 34,12), gleich ob er von der extremen Linke unter Kontrolle der ETA oder von den sogenannten gemässigten «Christdemokraten» des «Partido Nacionalista Vasco» (PNV) vertreten wird. Auch Letztere scheuen sich nicht, als Argument für die Unabhängigkeitsbestrebungen die 7000-jährige Geschichte des baskischen Volkes (sic!) anzuführen. Sie beweisen damit, dass sie der ethnischen Nation und der Mythenbildung näher stehen als der politischen Staatsnation und der Geschichtswissenschaft.

Die Katalanen

Der katalanische Nationalismus ist hingegen kein ethnischer, sondern ein kultureller. Er basiert auf linguistischer Assimilation. Die Debatte ist nicht zuletzt dadurch vergiftet, dass selbst konservative katalanische Nationalisten wie Jordi Pujol, der langjährige Präsident der autonomen Regierung, sich nicht scheuen, die anderen Spanier mit Behauptungen dieser Art zu provozieren: «Während Katalonien eine Nation ist, ist dies Spanien nicht (...). Wenn Katalonien, Euskadi oder Galicien Nationen sind, ist es schwierig, dass der Staat, der diese enthält, auch eine Nation ist.» Auch wenn der (friedliche) Separatismus bei manchen linken Gruppierungen wie «Esquerra Republicana de Catalunya» (ERC) nicht fehlt, ist der Irredentismus in der Form eines (kon)föderalen Konzeptes Spaniens für den katalanischen Nationalismus prägend. Demnach ist Spanien höchstens eine «Nation aus Nationen». Daher ist das Ziel der katalanischen Nationalisten die Verwandlung Spaniens nach helvetischem Modell in eine Art «Confoederatio hispanica». So das Idearium der Begründer des katalanischen Nationalismus Enric Prat de la Riba († 1917) und Antoni Rovira i Virgili († 1949). Letzterer schreibt z. B.: «Die Schlussfolgerung der ganzen hier dargelegten Doktrin ist die Beanspruchung eines katalanischen Staates in einer föderativen Einheit mit den anderen spanischen Nationalitäten. Aus der Tatsache der katalanischen Nationalität ergibt sich das Recht zur Gründung eines eigenen Staates, eines katalanischen Staates. Aus der Tatsache der jetzigen politischen Einheit Spaniens, aus der Tatsache des jahrhundertealten Zusammenlebens verschiedener Völker, ergibt sich ein Einheitselement, ein Gemeinschaft stiftendes Element, das die vereinten Völker zu erhalten und zu festigen haben.» Er hat auch einen Vorschlag für die jeweiligen Kompetenzen des partikularen Staates und der Föderation ausgearbeitet. Demnach blieben dieser praktisch nur Aussenpolitik und Verteidigung vorbehalten.

Die (kon)föderative Idee zur Lösung der Frage nach der Staatsform ist kein Exklusivbesitz katalanischer Nationalisten. Es gibt auch kastilische Vertreter

SPANIEN

derselben wie etwa den Sozialisten Anselmo Carretero († 2002), der grossen Einfluss auf Zapatero ausgeübt hat. Für ihn bestünde Spanien sogar aus 16 Nationen, Portugal eingeschlossen, denn die «Iberische Union» ist ein alter Traum der Föderalisten (diesen Traum hegte auch der portugiesische Nobelpreisträger José Saramago, und etwa 40 Prozent seiner Landsleute wären dafür). Bei der Diskussion des neuen Autonomiestatuts 2005, in dessen Präambel Katalonien als «Nation» bezeichnet wird, erhielt die Idee Spaniens als «Nation aus Nationen» neue Brisanz. Zapatero selbst regte die Diskussion an, indem er «spanische Nation» als strittigen Begriff bezeichnete – ungeachtet dessen, dass die Verfassung nur von Spanien als politischer Staatsnation spricht.

Die Kritiker des (kon)föderativen Konzeptes betonen, dass die Geschichte Spaniens nicht vergleichbar sei mit der Donau-Monarchie oder der Schweiz. Im Zuge einer Verfassungsreform müsse man aber, so der angesehene Historiker Fernando García de Cortázar, «die Grenzen der Dezentralisierung definieren, die Spanien als Idee vertragen kann». Aber die Grundvoraussetzung zu dieser Reform ist das Bekenntnis der einzelnen Teile zu Spanien als «Willensnation». Die Befürworter des helvetischen Modells vergessen zudem, dass zum friedlichen Austritt aus der Eidgenossenschaft eine doppelte absolute Mehrheit nötig ist: im zentrifugalen Teil und im Ganzen. Dessen ungeachtet organisieren die Nationalisten in Katalonien immer wieder illegale Referenden, um den Grad der Zustimmung «ihres» Volkes zur Unabhängigkeit zu messen.

Und die Kirche?

Kardinal Antonio Cañizares Llovera, der ehemalige Erzbischof Toledos und derzeitige Präfekt der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, plädierte bei der Vollversammlung der Bischofskonferenz im Frühjahr 2006 vergeblich für die Verabschiedung eines Dokumentes, das die nationale Einheit Spaniens als «vorpolitisches, moralisches Gut» bezeichnet. Stattdessen wird in den oben erwähnten moralischen «Orientierungen» vom November 2006 die Legitimität eines «friedlichen» Nationalismus verteidigt, der auf demokratischem Wege die politische Einheit Spaniens verändern möchte, sofern die nationalistischen Positionen das Gemeinwohl «aller» Menschen berücksichtigen, die direkt oder indirekt davon betroffen sind. Am 21. Mai 2011 haben die katalanischen Bischöfe ein Dokument verlautbart, in dem sie die «nationale» Identität «ihres» Volkes anerkennen sowie das «Recht» verteidigen, alles zu erkämpfen und zu fördern, was nach der Soziallehre der Kirche damit verbunden ist, einschliesslich der Frage einer neuen politischen Ordnung der Beziehungen des katalanischen Volkes im aktuellen europäischen Kontext «zu den anderen Brüdervölkern» Spaniens. Diese kirchlichen Stellungnahmen zeigen indirekt, dass der katholische Glaube als gemeinsame Klammer für die Einheit Spaniens ausgedient hat. An seiner Stelle ist aber nicht eine moderne «Willensnation» getreten, sondern der zentrifugale Rückzug auf Nationalismen und partikulare Identitäten, eine «Kirchturmpolitik» also.

Ideologielastigkeit

Die «zwei Spanien» haben zwar aufgehört, ihre Konflikte gewaltsam auszutragen. Aber zu einer optimistischen Beurteilung der Lage, wie sie Joaquín Ruiz Giménez 1984 vornahm, als er meinte, die «zwei Spanien» seien nun endgültig versöhnt, gibt es heute wenig Anlass. Nach schmerzlichen Bürgerkriegserfahrungen hat Spanien in den letzten zwei Jahrhunderten manche ideologische Pathologien überwunden: Der Katholizismus ist nicht mehr die (intolerante) Staatsreligion, und Spanien ist heute kein Monopol konservativer und liberaler Parteien, sondern bietet Platz für alle Strömungen, die das parlamentarische System akzeptieren. Die Pathologien des Laizismus und des Nationalismus sind aber noch virulent.

Mariano Delgado

Päpstliche Diplomatie

Michael F. Feldkamp: Geheim und effektiv. Über 1000 Jahre Diplomatie der Päpste. (Sankt Ulrich Verlag) Augsburg 2010, 208 Seiten.

Der Heilige Stuhl führt über 170 eigene diplomatische Vertretungen bei den meisten Ländern dieser Erde und bei mehreren internationalen Organisationen. Damit verfügt der Papst, dem Völkerrechtssubjektivität zukommt, über ein sehr dichtes Netz – eine hervorragende, ja einzigartige Informationsquelle. Einzelne Nuntien übten ihr Amt so eindrucksvoll und geschickt aus, dass sie besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen, so etwa Erzbischof Fernando Filoni, der 2003 als einziger ausländischer Diplomat während des Irakkrieges in Bagdad ausharrte und mit dem Spitznamen «Nuntius Courage» geehrt wurde, aber auch Erzbischof Karl-Josef Rauber, der wohl als erster Nuntius in der vielfältigenSchweiz unsere Mentalität wirklich begriffen hat. Es gibt aber auch Nuntien, deren Inkompetenz offensichtlich ist, auch deren fehlender Wille, sich in das Gastland hineinzudenken und als Brückenbauer zwischen der Ortskirche und Rom zu dienen. Angesichts der Wichtigkeit eines Nuntius z. B. bei Bischofsernennungen wird deutlich, welche wichtige Aufgabe dieser einnimmt. Umso mehr lohnt sich ein Blick in die Geschichte und Gegenwart dieser Institution. Wer sich dafür interessiert, ist gut beraten, die Überblicksdarstellung von Michael Feldkamp zur Hand zu nehmen, der gekonnt und in gut lesbarer Form die wichtigsten Fakten und Zusammenhänge aufzeigt, aber leider die innerkirchliche Bedeutung der Nuntien (s.o.) zuwenig thematisiert. *Urban Fink-Wagner*

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
9.8.11 / Nr. 32
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Die Kapuziner gehen, aber Franziskus bleibt

Nach 425 Jahren schliesst das Kapuzinerkloster Appenzell

Von Josef Osterwalder

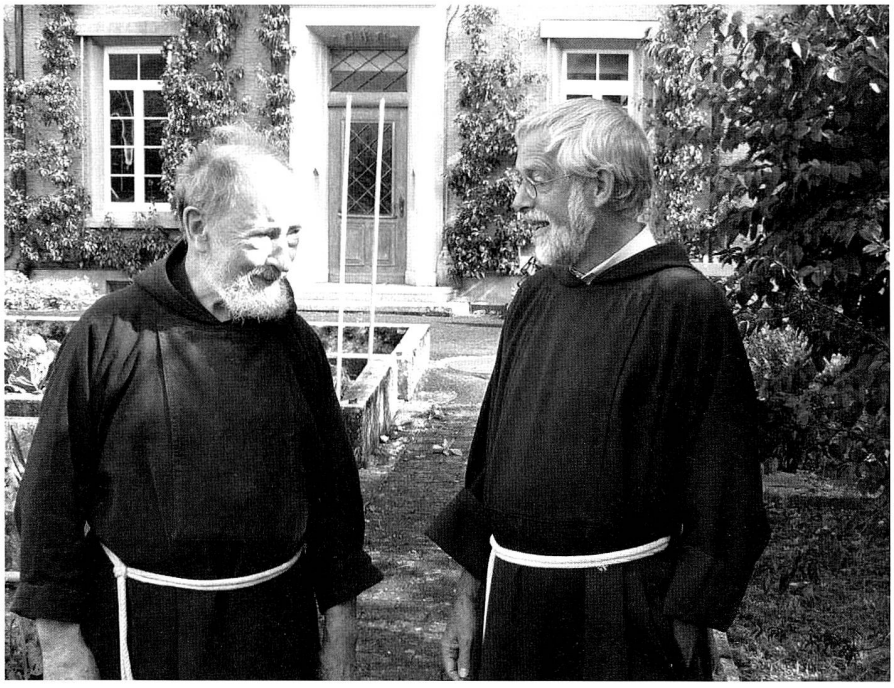
Appenzell. – Sie haben in der Schule und Seelsorge gewirkt, sind als Hausmissionare von Türe zur Türe gegangen: Die Kapuziner von Appenzell Innerhoden waren in der halben Ostschweiz unterwegs, als Prediger und Beichtväter. Nach 425 Jahren zwingt sie der mangelnde Nachwuchs, das Kloster zu schliessen. Damit endet ein bedeutsames Kapitel Kantons- und Kirchengeschichte.

Kann man sich Appenzell ohne Kapuziner vorstellen? Bruder Hans Portmann, der Guardian des Klosters, sieht dem bevorstehenden Wegzug eher gelassen entgegen. "Ich denke, dass es für die Bevölkerung von Appenzell schwerer ist als für uns. Vor allem, weil ja vor kurzem auch das Kapuzinerinnen-Kloster geschlossen werden musste." Die Kapuziner selber sind sich an das Kommen und Gehen gewöhnt. Der einzelne Bruder bleibt einige Jahre in einem Kloster, dann zieht er wieder weiter. Er ist auf dem Weg, trägt seine Wurzeln mit sich.

Armut und Habenichtse

Eine solche Lebensweise scheint so gar nicht zu einem Kanton zu passen, der fest in alten Bräuchen verwurzelt ist. Doch vielleicht hat gerade das traditionsbewusste Innerrhoden die franziskanische Leichtigkeit geschätzt, die von den Kapuzinern ausstrahlt.

Zudem gab es ja auch viel Gemeinsamkeiten. Die wohl prägendste: sowohl Kanton als auch Orden gehörten über Jahrhunderte hinweg zu den Habenichtsen. Der Stand Innerrhoden war maus-,



Sie verlassen das Kapuzinerkloster Appenzell: Bruder Hugo Arnold, Koch und weit über achtzigjährig (links), und Bruder Hans Portmann, Guardian.

Editorial

Exodus. – Diese Zahlen müssten in hohem Masse beunruhigen: Letztes Jahr sind in Deutschland so viele Katholiken aus der Kirche ausgetreten wie schon lange nicht mehr. Gemäss Jahresstatistik der deutschen Bischöfe verliessen im letzten Jahr 181.193 Menschen die Kirche – das ist der höchste Wert seit fast zwei Jahrzehnten, und das sind etwa 47 Prozent mehr als im Jahr 2009.

Inzwischen hofft Deutschlands offizielle katholische Kirche auf den Papst. Vom Deutschland-Besuch des Kirchenoberhauptes im September wünsche man sich, "dass er uns ermutigt und uns Wege zu einer wahrhaften Reform und Erneuerung der Kirche zeigt", liess sich dieser Tage ein deutscher Oberhirte angesichts der Austrittszahlen zitieren.

Der Papst wird es schon richten? Wohl kaum. Die schockierenden Missbrauchsfälle in der Kirche dürften einen Entfremdungsprozess beschleunigt haben, dessen Ende noch in keiner Weise absehbar ist.

Josef Bossart

Das Zitat

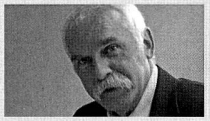
Entfremdungsgeschichte. – "Bei vielen Christen gibt es eine lange Entfremdungsgeschichte vom Glauben. Viele Vorbehalte gegen die kirchliche Institution und ihr Erscheinungsbild haben sich angestaut, so dass die Missbrauchsfälle nur der berühmte Tropfen sind, der das Fass zum Überlaufen bringt. Dann aber muss über Glaubensschwierigkeiten ebenso gesprochen werden wie über die Kirchenverfassung, die auch nicht vom Himmel gefallen ist, sondern sich historisch herausgebildet hat."

Kommentar in der aktuellen Ausgabe der katholischen Wochenzeitschrift ***"Christ in der Gegenwart"*** *(Freiburg i. Br.) über die beispiellos hohen Kirchenaustritte in Deutschland. Noch nie sei die Zahl der Katholiken in der Bundesrepublik so schnell gesunken, schreibt das Blatt. – 2010 sind in Deutschland über 181.000 Katholiken aus ihrer Kirche ausgetreten.* (kipa)

Namen & Notizen

Valentin Abgottspon. – Wegen seines Einsatzes für "die in der Bundesverfassung garantierte Glaubensfreiheit" ist der Walliser Lehrer und Freidenker vom Magazin "Beobachter" für den diesjährigen "Prix Courage" nominiert worden; der mit 25.000 Franken dotierte "Preis für mutige Taten" wird im September zum 14. Mal verliehen. Weil er sich geweigert hatte, im Schulzimmer ein Kruzifix aufzuhängen, war Abgottspon letztes Jahr in Stalden VS fristlos entlassen worden; inzwischen hat er in Mörel VS wieder eine Stelle als Lehrer gefunden. (kipa)

Hugo Fasel. – In der Schweiz werden die neuen sozialpolitischen Probleme



systematisch nicht zur Kenntnis genommen, sagte der Direktor von Caritas Schweiz und alt Nationalrat in einem ausführlichen Gespräch mit dem Internet-Portal "Journal 21". Bewusst werde versucht, die Sozialhilfe in die "unterste Ebene und in den Bereich der Intransparenz abzuschieben, um zu verhindern, dass sie zu einem politischen Thema wird". – Fasel war von 1991 bis 2008 christlich-sozialer Nationalrat und ist seit 2008 Direktor von Caritas Schweiz. (kipa)

Benedikt XVI. – Der Papst hat die Gläubigen zu mehr Gottvertrauen auch in schwierigen Situationen aufgerufen. Wenn Gott in den Nöten des Alltags oft weit weg zu sein scheine, bleibe er den Gläubigen dennoch nahe, komme ihnen zu Hilfe und lasse sie nicht allein, sagte er am 7. August bei seinem Angelus-Gebet in Castelgandolfo. (kipa)

Markus Kellenberger. – Der 44-jährige katholische Priester ist in den Walliser Bergen tödlich verunglückt. Kellenberger war bis Juli 2008 Dompfarrer in Vaduz; in den letzten drei Jahren wirkte er als Missionar in Bolivien. (kipa)

Bruno Musaro. – Der bisherige Papst-Botschafter in Peru ist zum neuen Nuntius auf Kuba ernannt worden. Die Neubesetzung des für den Heiligen Stuhl wichtigen Postens war notwendig geworden, nachdem sein Vorgänger **Giovanni Angelo Becciu** zum vatikanischen "Innenminister" berufen worden war. (kipa)

der Orden bettelarm. Im wahrsten Sinn des Wortes. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten mussten die Brüder auf Betteltour, um das Nötigste für den Lebensunterhalt zusammenzubringen. Und als in den 1920er Jahren die Kapuziner ihr Kloster sanieren und erweitern mussten, sah sich der Kanton ausserstande, ihnen zu helfen. Also vermachte er die Klosterliegenschaft kurzerhand dem Orden, so dass die Brüder nun das Geld für die Erweiterung selber zusammentragen mussten.

Damals wurde auch jener Vertrag geschlossen, dessen wichtigste Klausel nun plötzlich aktuell wird. Sobald die Kapuziner das Kloster aufgeben, fällt die Liegenschaft an den Kanton zurück. Der Rückzug geht scheibchenweise. Vor zehn Jahren traten die Kapuziner das Gymnasium an den Kanton ab, nun ist es das Kloster.

Heute Zugpferde der Ökumene

Eine bewegte Geschichte geht zu Ende. 1586 wurden die ersten Kapuziner nach Appenzell gerufen. Hier, im innern Landesteil, war die Bevölkerung mehrheitlich katholisch geblieben und sollte nun mit einer einfachen, leicht verständlichen und emotional verankerten Frömmigkeit im Glaubensleben gestärkt werden. Die Kapuziner fanden denn auch leicht den Zugang zum agrarisch-kleingewerblich geprägten Stand.

Doch kaum hatten sie mit ihrem Wirken begonnen, erreichten die konfessionellen Spannungen ihren Höhepunkt. Die Gemeinden Ausserrhodens hatten mehrheitlich den neuen Glauben angenommen, zudem zerstritt man sich in der Frage, welcher europäischen Macht man die Söldnertruppen zur Verfügung stellen wolle. 1597 teilte sich das Land in Ausser- und Innerrhoden. Katholiken zogen in den inneren, Protestanten in den äusseren Landesteil.

Galten damals die Kapuziner als Inbegriff der Gegenreformation, gehören sie heute zu den ökumenischen Zugpferden. "Seit langem schon feiere ich zusammen mit dem evangelischen Pfarrer jeweils am frühen Ostersonntagmorgen den Auferstehungsgottesdienst", sagt der Bruder Guardian.

Wachstumswellen

Im Laufe der Zeit haben sich die Aufgaben der Brüder gewandelt. Als Prediger, Volksmissionare, Hausmissionare, Beichtväter waren sie in der halben Ostschweiz unterwegs. Besonders nahmen sie sich auch der Bauern an, segneten Familien, Ställe und Felder und verstanden es, in schwierigen Zeiten Rat und Trost zu spenden. Mit der Eröffnung des Gymnasiums vor über hundert Jahren legten sie einen starken Akzent auf den Bildungsbereich und leisteten einen entscheidenden Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung Innerrhodens.

Auf einer Übersichtstafel weist Bruder Hans auf das stete Auf und Ab im Bestand des Klosters hin. Mit dreizehn Brüdern war die Gemeinschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht viel grösser als heute. Mit der Errichtung eigener Missionsstationen in der Dritten Welt erlebte das Kloster nach 1915 einen eigentlichen Wachstumsschub, der dann aber wieder verflachte.

Eine zweite Wachstumswelle brachten die 1950er/60er Jahre, als das Gymnasium ausgebaut werden konnte. "Wellenbewegungen gehören bei uns dazu", sagt der Guardian, "möglich, dass wir auch aus dem heutigen Wellental wieder herauskommen."

Heimfall an Kanton

Zurzeit sind noch acht Brüder im Kloster, alle aktiv, auch wenn einzelne weit über achtzig sind. Sie teilen sich nun auf sieben verschiedene Klöster auf. Stichtag ist der 8. September, das Fest Mariä Geburt, der traditionelle Beginn des Kapuzinerjahres. Doch zuvor werden sie am 15. August noch gebührend verabschiedet, mit Bischof, Behörden und Trachten. Appenzell fällt dann eine Kirche und ein Kloster in den Schoss, das mit seinem franziskanischen Ambiente den Besucher unmittelbar anspricht.

Beten, Bewirten, Beraten

"Im Grunde ist jedes Kapuzinerkloster in der Schweiz gleich angelegt", sagt Bruder Hans, während er seinen Besucher zehn Tage vor der Schliessung durch die einfachen, holzverkleideten Räume führt: Auf der einen Seite die Kirche, anschliessend der Kreuzgang, der Kirche gegenüber das Refektorium und beim Eingang die Besprechungszimmer. Beten, Bewirten, Beraten, ein schöner Dreiklang.

Auffallend auch die Einfachheit der Kirche, in der nur die Altäre reich ausgestattet sind. Auf dem Seitenaltar der heilige Karl Borromäus, der die ersten Kapuziner in die Eidgenossenschaft gesandt hat. Das alles wird nun Appenzell anheimfallen, auch die Bibliothek samt ihren teilweise kostbaren Frühdrucken.

Und der franziskanische Geist? Auch dieser soll in Appenzell bleiben, sagt der Guardian. So beabsichtigt die Pfarrei, in der Klosterkirche weiterhin franziskanisch geprägte Gottesdienste zu feiern.

(kipa / Bild: Josef Osterwalder)

Neuer Pilgermagnet im Petersdom

Johannes Schidelko über das Grab von Papst Johannes Paul II.

Rom. – Dichtgedrängt schieben sich die Ströme von Gläubigen und Touristen durch ein Eingangsbereich der Vatikanbasilika. Neben der Pietà Michelangelos befindet sich in der zweiten Seitenkapelle rechts das Grab des seligen Johannes Paul II. Unter dem Monumentalbild des frühchristlichen Märtyrers Sebastian verkleidet eine weisse Marmorplatte die moderne Grablege. "Beatus Joannes Paulus PPII", lautet die von einen Spotlight angestrahlte Inschrift in dunkelroten Lettern.

Seit mit der Seligsprechung am 1. Mai die sterblichen Überreste von Johannes Paul II. (1978-2005) aus den Grotten des Petersdoms in die Oberkirche transferiert wurden, hat sich die Zahl der Gläubigen vervielfacht, die dem polnischen Papst ihre Reverenz erweisen. Der enge Raum der Unterkirche begrenzte die Zahl derer, die am Papstgrab defilieren konnten, sagt ein Wächter am Rand der Holzbarriere.

"Jetzt kommen am Sarkophag des Wojtyla-Papstes praktisch alle Besucher des Petersdoms vorbei." Und deren Zahl betrug im vergangenen Jahr laut Vatikanangaben 18 Millionen. In diesem Jahr soll die Zahl vor allem im Zuge der Seligsprechung nochmals angestiegen sein.

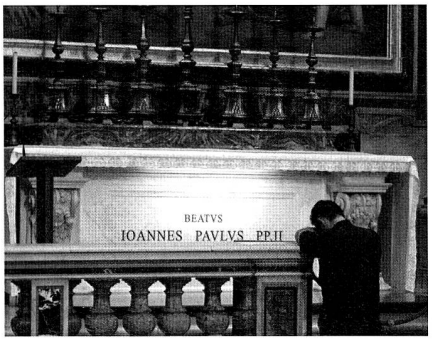
Unheilige Szenen

Das neue Papstgrab hat die Vatikan-Planer vor logistische Herausforderungen gestellt. Lange wurde überlegt, wo der neue Selige seine letzte Ruhestätte finden sollte. Da die Besucherströme am Grab nicht die Gottesdienste in der Kirchenapsis oder am Papstaltar beeinträchtigen dürfen, sollte es in der Nähe des Eingangsbereichs liegen. Dazu musste freilich die Grabstätte des ebenfalls seligen Vorgängers Innozenz XI. (1676 89) aus der Sebastian-Kapelle verlegt werden. Der Papst, der 1683 am Zustandekommen der Koalition gegen die Türken bei Wien beteiligt war, hat nun unter dem riesigen Mosaik von Raffaels "Verklärung Christi" im vorderen Vierungspfeiler eine ebenfalls würdige allerletzte Ruhestätte erhalten.

Seit Anfang Mai hat die vatikanisch Dombauhütte für den Petersdom eine neue Einbahnregelung eingeführt. Trotzdem stauen sich selbst an Tagen mit mässigem Besucherandrang gerade in den Mittagsstunden die Menschenmassen vor dem Grab von Johannes Paul II. "Es tut uns leid, die Besucher oft zur Eile drängen zu müssen, damit sie den Platz für die nächsten freigeben", meint der Vatikan-Gendarm. Und in der Tat gibt es an der Heiligen Stätte immer wieder manche unheilige Szenen.

Morgenmessen am Papstgrab

Ein längeres Verweilen vor dem Papstgrab ist so nicht möglich, auch nicht zum stillen Gebet. In die fünf langen Kniebänke hinter der Absperrung lassen die Ordner tagsüber grundsätzlich nur Priester und Ordensleute hinein. Jedoch besteht jeden Morgen die Möglichkeit zu einer Messe am Papstgrab.



Das Grab von Johannes Paul II.

Um 7 Uhr, um 8.15 und 8.45 Uhr werden Gottesdienste in der Sebastian-Kapelle zelebriert. Es seien vor allem Gruppen polnischer Pilger, die oft mit eigenem Geistlichen diese Möglichkeit nutzen. Im Anschluss an die Messen müssen die Gläubigen jedoch den abgegrenzten Bereich wieder rasch verlassen, sagte der Vatikanwächter.

Nicht optimal

Der Ort für das Grab des seligen Johannes Paul II. sei nicht optimal, meinen daher römische Pilgerführer. Direkt am Eingang und zudem neben Michelangelos Pietà, einem weiteren Besuchermagneten, komme es unvermeidlich zu ständigen Rückstaus.

Nur bietet sich kein anderer, geeigneterer Platz innerhalb der Vatikan-Basilika. Und so werden die Besucher das Grab des Glaubenszeugen Johannes Paul II. weiterhin zwischen den beiden Monumental-Skulpturen seiner Vorgänger Pius XI. (1922-39) und Pius XII. (1939-58) finden. Unter dem Gemälde des christlichen Hauptmanns Sebastian, der 288 unter Kaiser Diokletian für seinen Glauben den Märtyrertod erlitt.

(kipa / Bild: Johannes Schidelko)

In 2 Sätzen

Bischöfe für Atomausstieg. – Aus Anlass der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki vor 66 Jahren, bei denen rund 300.000 Menschen starben, haben sich Österreichs Bischöfe für einen Ausstieg aus der Atomenergie ausgesprochen. Die atomare Bedrohung habe nichts von ihrem Schrecken verloren, betonte Kardinal Christoph Schönborn; die Katastrophe in Fukushima habe der Menschheit vor Augen geführt, "dass auch die friedliche Nutzung der Atomkraft letztlich nicht beherrschbar ist und furchtbare Zerstörungen auf unabsehbare Zeit anrichten kann". (kipa)

Spektakuläre Funde. – Die St. Galler Kantonsarchäologie ist im Stiftsbezirk auf aussergewöhnliche Schichten aus dem 7. bis 11. Jahrhundert gestossen. Die in den vergangenen Wochen am Gallusplatz freigelegten Schichten und Strukturen erlauben einen direkten Vergleich mit dem karolingischen Klosterplan; dieser weltweit älteste Bauplan wurde um 819 im Kloster Reichenau für Abt Gozbert von St. Gallen gezeichnet. (kipa)

Ohne Feldmesse. – Erstmals seit 1998 feiert Erzbischof Wolfgang Haas am Staatsfeiertag Liechtensteins am 15. August keine Feldmesse auf der Schlosswiese in Vaduz; die angestrebte Entflechtung von Kirche und Staat im Fürstentum Liechtenstein verlange schon jetzt klare Verhaltensweisen nach aussen, erklärte Haas. "Am Sinngehalt der Feierlichkeiten zum Staatsfeiertag ändert die Feldmesse grundsätzlich nichts", meinte Erbprinz Alois von und zu Liechtenstein dazu. (kipa)

Angespuckte Priester. – Wegen des Missbrauchsskandals trauen sich Geistliche in Irland immer seltener in geistlicher Kleidung in die Öffentlichkeit; vor allem junge Priester bleiben laut Medienberichten zu Hause, um Beschimpfungen zu entgehen. "Ich kenne Geistliche in Dublin, die angespuckt wurden, weil sie als Priester erkannt wurden", wird der Pressesprecher des Bistums Raphoe, der Priester Paddy Dunne, zitiert; seines Erachtens steuert die Kirche wegen des starken Rückgangs der Zahl der Priesteranwärter auf ein regelrechtes "Weltuntergangsszenario" zu. (kipa)

Hütet euch vor der Verachtung!

Abt Martin Werlen rief am 1. August zur gegenseitigen Achtung auf

Eschenz TG. – Vor der Haltung der Verachtung hat der Einsiedler Abt Martin Werlen in seiner Ansprache zum 1. August in Eschenz gewarnt. Gefährlich werde es, wenn diese Haltung in Organisationen, Vereinigungen oder politischen Parteien geradezu gepflegt werde. Niemand dürfe sich jedoch auf christliche Werte berufen, wenn er andere verachte.

Niemand verteidige christliche Werte oder eine christliche Kultur, indem er Menschen aus anderen Nationen, Kulturen oder Religionen verachte, stellte Werlen klar: "Gerade in der Verachtung verleugnen wir den christlichen Glauben." Wer nämlich auch nur einen Menschen verachte, verachte Christus.

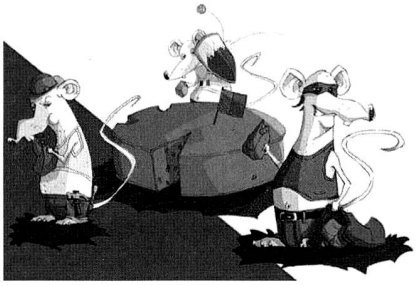
Verachtung kennt keine Grenzen

Verachtung zerstöre nicht nur den Verachteten, sondern auch den Menschen, der verachte, unterstrich der Einsiedler Abt. "Wer einen Menschen verachtet, verachtet letztlich jeden Menschen. Wer eine Menschengruppe verachtet, verachtet letztlich die ganze Menschheit." Verachtung kenne keine Grenzen, und das habe das Verbrechen in Norwegen drastisch vor Augen geführt: "Jeder Mensch kann wahllos zum Opfer der Verachtung werden. Wer auch immer verachtet oder zur Verachtung anheizt, trägt eine grosse Verantwortung."

Doch der Mensch ertappe sich immer wieder dabei, wie er andere verachte. Dabei komme das Schlechteste in ihm zum Vorschein: "Wenn die Verachtung einmal bei uns Wurzel geschlagen hat, dann stellen wir andere schamlos an den Pranger. Wir fahren über sie her. Wir lassen nichs Gutes an ihnen."

Verbrecher und Ungeziefer

Werlen nannte auch konkrete Beispiele für eine Haltung der Verachtung. Ohne jüngste Kampagnen der Schweizerischen Volkspartei (SVP) namentlich zu nennen, sagte er unter anderem: "Wenn Verantwortliche in Wirtschaft und Politik auf Plakatwänden als Verbrecher dargestellt werden, nicht weil sie sich ausserhalb des Gesetzes bewegen, sondern weil sie der Parteilinie nicht entsprechen, so hat das mit Verachtung zu tun. Wenn Menschen aus anderen Nationen, Kulturkreisen oder Religionen auf Plakatwänden als Gefahr oder gar als Ungeziefer dargestellt werden, so hat das mit Verachtung zu tun."



Plakat im Tessin: Ausländische Ratten tun sich am Schweizer Käse gütlich

Wer wirklich etwas zum Positiven bewegen wolle auf dieser Welt, der müsse sich mit aller Entschiedenheit von der Verachtung abwenden und zur Achtung finden, folgerte Martin Werlen. Wo immer Menschen einander in Achtung begegneten, könnten sie über alle Grenzen und Begrenzungen hinweg Gemeinschaft erfahren. (kipa)

Daten & Termine

31. August. – Eine "liturgische Unterbrechung der Woche", um sich immer wieder auf "die Weltanschauung Gottes" auszurichten: Mit dem wöchentlichen "Mittwochgebet" will der Verein "Zentrum für christliche Spiritualität Zürich" ab 31. August den Geist der Laiengemeinschaft Sant´Egidio Rom nach Zürich bringen.

Das nach einem festen Schema organisierte Gebet orientiert sich an demjenigen von Sant´Egidio; allabendlich versammelt die Gemeinschaft mit ihren Gebetszeiten über hundert Menschen im römischen Stadtteil Trastevere.

Geleitet wird das neue Zürcher Angebot abwechselnd von Christinnen und Christen, unabhängig von ihrem kirchlichen Stand und ihrer Konfession. In der jeweiligen Gestaltung soll "das breite Spektrum der christlichen Spiritualität" zum Vorschein kommen.

Hinweis: Das Gebet findet ab 31. August jeweils um 18 Uhr in der St.-Anna-Kapelle der Kirche St. Peter und Paul in Zürich statt.

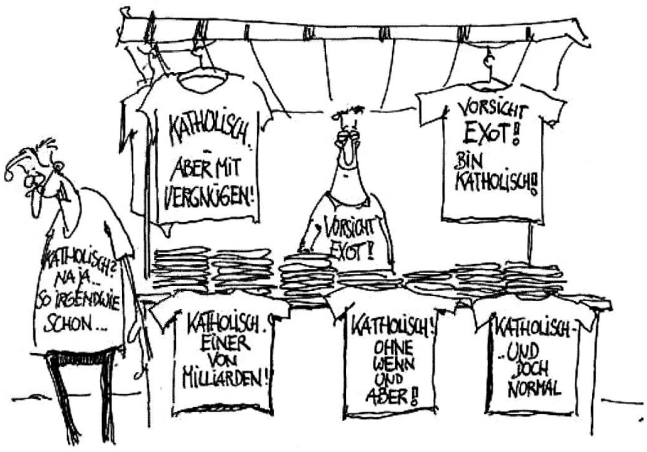
(kipa)

Das Zitat

Dauer-Baustelle. – "Die Ökumene ist ein Fass ohne Boden. Dafür könnte man 24 Stunden am Tag arbeiten und würde doch nie fertig. Immer gibt es irgendwo eine Baustelle. Das ist interessant, aber manchmal wünscht man sich natürlich auch konkrete Resultate. Nur kann man die wenigsten davon erarbeiten. Sie sind ein Geschenk."

*Kardinal **Kurt Koch** im Pfarrblatt der katholischen Kirche im Kanton Zürich **"Forum"** über sein erstes Jahr als Kurienkardinal in Rom und die Arbeit als Präsident des Päpstlichen Einheitsrats.* (kipa)

Zeitstriche



***Sich bekennen.** – Karikaturist Thomas Plassmann im Online-Magazin Kirchensite.de des Bistums Münster.*

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Josef Bossart
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
16.8.11 / Nr. 33
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Wo Juden und Christen gemeinsam alt werden

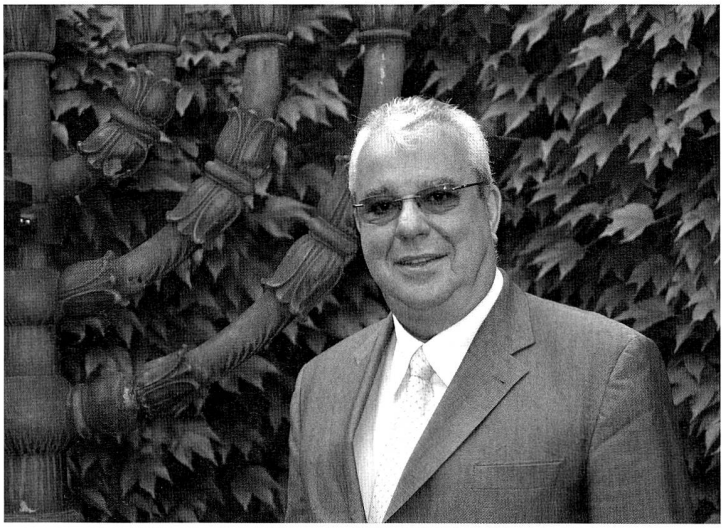
Alters- und Pflegeheim "Holbeinhof" besteht seit rund zehn Jahren

Von Bettina Tobler

Basel. – Seit bald zehn Jahren existiert in Basel ein Alters- und Pflegeheim für Juden und Christen: der "Holbeinhof". Dieser entstand durch die Fusion dreier Institutionen, die bereits in Basel ansässig waren, aber dringend saniert oder renoviert werden mussten. Obschon das Heim auch nicht-religiösen Menschen und Angehörigen anderer Religionen offen steht, leben dort zur Zeit einzig Juden und Christen. Die Presseagentur Kipa hat Heimleiter Ruedi Hoffmann zu einem Gespräch getroffen.

Es ist ruhig an diesem Dienstagmorgen im Holbeinhof. Vielleicht ist es einfach noch zu früh für die 111 Bewohner, um sich in der weiträumigen und Licht durchfluteten Eingangshalle zu treffen. Der moderne fünfstöckige Bau mit der freundlichen Empfangsdame und dem öffentlich zugänglichen Restaurant könnte genauso gut für ein Hotel gehalten werden.

"Das Ganze wird schon ein bisschen wie ein Hotelbetrieb geführt", bestätigt Heimleiter Ruedi Hoffmann. "Wenn man es übertreiben möchte, kann man sogar von einer Art ´Club Mediterranée´ sprechen, wo es jeden Tag unterschiedliche Aktivitäten gibt." So bietet das Heim seinen Bewohnern auch immer am Vormittag und Nachmittag eine Veranstaltung. Neben regelmässigen Gottesdiensten und Sonntagskonzerten gibt es Gesprächsrunden, Gedächtnistraining, Aktivierungs- und Bastelgruppen. Ausserdem stellt das Heim die von den Bewohnern gemalten Bilder in den öffentlich zugänglichen Räumen aus. "Wenn es hier jemandem langweilig ist, dann ist er einfach selber schuld", so Hoffmann.



Leiter des Alters- und Pflegeheims "Holbeinhof", Ruedi Hoffmann

Bei genauerem Betrachten fällt dem Besucher auf, dass es sich hier um ein Heim der besonderen Art handeln muss. So stehen jüdische und christliche Bücher nebeneinander in einem Regal, und um die Weihnachtszeit trifft der Besucher auf Chanukka-Leuchter und Christbäume auf den verschiedenen Etagen.

Einmaliges Konzept

Ruedi Hoffmann ist überzeugt: "Das Konzept des Holbeinhofs ist einmalig, zumindest innerhalb von Europa und vielleicht sogar weltweit." Der Holbeinhof vereinigt in sich drei ehemals eigen-

Editorial

Kirche als Event. – Das Jugendbarometer, eine Studie der Grossbank Credit Suisse, bringt es ans Licht: Nur jeder 50. Katholik zwischen 16- und 25 Jahren besucht einmal wöchentlich einen Gottesdienst. Von den befragten Evangelisch-Reformierten geht laut Umfrage niemand wöchentlich in die Kirche. Rund 56 Prozent der schweizweit befragten 1.012 jungen Menschen besuchen eine Kirche, eine Moschee, eine Synagoge oder einen Tempel nur bei speziellen Anlässen. Die Kirche verkomme, provokativ formuliert, zu einer Event-Agentur, welche an zentralen Lebenspunkten die Infrastruktur oder den emotionalen Rahmen biete, schreiben die Studienautoren.

Dass Kirche als Event erlebt werden kann, zeigt sich in dieser Woche in Madrid. Zum Weltjugendtreffen werden rund eine Million junge Menschen aus über 190 Ländern der Erde erwartet. Aus der Schweiz reisen rund 1.200 junge Erwachsene an, um mit Papst Benedikt XVI. Gottesdienst zu feiern oder einfach Gemeinschaft mit Gleichgesinnten zu erleben. Vielleicht macht dieser Event es möglich, dass die Jugendlichen nach ihrer Rückkehr den Gottesdienst zu Hause auch als Event erleben können. **Andrea Moresino**

Das Zitat

Im Zeitalter von Lady Gaga. – "Im Zeitalter von Lady Gaga ist es für uns nicht immer einfach, eine für euch verständliche Sprache zu finden und euch den richtigen Zugang zum Glauben zu zeigen (...). Öffnet eure Herzen für Christus, so dass dieser Weltjugendtag für euch zu einem Fest des Glaubens werde, wo ihr Gemeinschaft erleben könnt und Madrid zu einem Ort der Glaubenserfahrung werden kann."

*Die Südtiroler Bischöfe **Karl Golser** und **Ivo Muser** bei der Entsendung der Weltjugendtagspilger der Diözese Bozen-Brixen nach Madrid. Wesentlich für den Glauben bleibe die persönliche Beziehung zu Christus und die Bereitschaft "in Wort und Tat Zeugen dieser persönlichen Christusbeziehung zu sein".* (kipa)

Namen & Notizen

Pio Jörg. – Der älteste Priester des Bistums Lugano ist in der Nacht auf den 8. August im Alter von 98 Jahren gestorben. Er war 1939 zum Priester geweiht worden und unterrichtete jahrzehntelang Bibelwissenschaften und Patristik am Seminar in Lugano. Ferner wirkte er als Pfarrer in den Tessiner Pfarreien Sorengo, San Pietro Pambio und bis 2003 in Gandria. (kipa)

Maria Bernarda Bütler. – Der Videofilmer **Urs Huber** verfilmt die Lebensgeschichte der Schweizer Heiligen (1848-1924). In seinem Film "Die heilige Maria Bernarda im Freiamt" verbindet er das frühe Leben und Wirken der heiligen Maria Bernarda Bütler mit der Gegenwart. So lässt Huber im Film nicht nur Maria Bernardas Grossnichte, **Rosmarie Wicki**, zu Wort kommen, sondern beschaffte sich auch Interviews aus Kolumbien, wo Maria Bernarda Bütler 1895 die "Kongregation der Franziskaner-Missionsschwerstern von Maria Hilf" gründete. Maria Bernarda wurde 1995 selig- und 2008 heiliggesprochen. (kipa)

Maximilian Kolbe. – Anlässlich des 70. Todestages am 14. August würdigte **Papst Benedikt XVI.** die Nächstenliebe des Heiligen als leuchtendes Beispiel der siegreichen Anwesenheit Gottes. Auch in Polen fand eine Gedenkfeier für Kolbe statt. Der Krakauer Kardinal **Stanislaw Dziwisz** und der polnische Staatspräsident **Bronislaw Komorowoski** bezeichneten Kolbe als eine der herausragendsten Persönlichkeiten Polens. Der Franziskanerpater war 1941 freiwillig anstelle eines Familienvaters in den "Hungerbunker" gegangen und am 14. August mit einer Giftspritze im KZ Auschwitz hingerichtet worden. (kipa)

Alvaro Ramazzini Imeri. – Der guatemaltekische Bischof von San Marco erhält den diesjährigen US-amerikanischen katholischen Friedenspreis "Pacem in Terris Peace and Freedom Award". Gewürdigt werden sein Einsatz für Menschenrechte und fairen Handel sowie sein Engagement gegen soziale und politische Missstände in seinem Land. Der Preis ist benannt nach der Enzyklika "Pacem in Terris" von Papst Johannes XXIII. aus dem Jahr 1963 und wird vom katholischen Bistum Davenport/Iowa und der dortigen katholischen St.-Ambrose-Universität vergeben. (kipa)

ständige Basler Institutionen: das jüdische Heim "La Charmille", die frühere Leimenklinik und die Pflegeabteilung des Dalbehofs.

Jeder zukünftige Bewohner wird in einem ausführlichen Gespräch über die Besonderheiten des Heims informiert. Zusammen mit Angehörigen entscheidet er sich dann, ob er eintreten will oder nicht. Dank der intensiven Auseinandersetzung und den ausführlichen Informationen vor dem Heimeintritt kommt es gemäss Hoffmann auch nicht zu Reibereien. "Wenn es Probleme gibt, dann sicher nicht wegen den unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten."

Um den unterschiedlichen Bedürfnissen von Juden und Christen gerecht zu werden, sieht das Konzept vor, dass auf zwei der fünf Etagen nach jüdischer Tradition gelebt wird. Die Einhaltung der religiösen Vorschriften für die jüdischen Bewohner wird durch das Rabbinat der Israelitischen Gemeinde Basel beaufsichtigt.

Auf den anderen drei Stockwerken wohnen momentan vor allem Christen. Gemäss Hoffmann wurde bewusst auf die ursprünglich geplante Idee verzichtet, zwei Häuser mit zwei Eingängen zu bauen. "Die Religionen sollen unter einem Dach vereint werden." Es werde ein Miteinander der Religionen und nicht ein Nebeneinander angestrebt: "Jeder soll und kann nach seiner Religion weiterleben, so wie er es gewohnt ist. Dies entspricht dem zentralen Auftrag des Holbeinhofs." Und das, so findet der Heimleiter, habe man in den bald zehn Jahren "gut auf die Reihe bekommen".

Essen ist "koscher" oder "neutral"

Da gemäss der Bibel das junge Tier nicht in der Milch seiner Mutter gekocht werden darf, halten sich religiöse Juden an strikte Speisevorschriften. So fordern die jüdischen Essensgesetze unter anderem eine klare Trennung zwischen Milch und Fleisch auf allen Stufen: vom Einkauf, Transport, über die Lagerhaltung und Zubereitung bis zum Geschirr und Besteck.

Aus diesem Grund wird im Holbeinhof in drei räumlich getrennten Küchen gekocht. Die beiden jüdischen Küchen bereiten koschere Speisen zu und müssen aufgrund der religiösen Vorschriften in "milchig" und "fleischig" unterteilt werden. Die christliche Küche wird als "neutral" bezeichnet.

Diese umfassenden Speisegesetze bedingen, dass im Speisesaal und dem hauseigenen öffentlichen Restaurant des Altersheims nur koschere Menus serviert werden. "Bei uns dürfen und müssen alle koscher essen, die den Speisesaal oder das Restaurant besuchen", so Hoffmann. Wer aber mal Lust hat – ob Christ oder Jude –, nicht koscher zu speisen, ist auf den "christlichen" Stockwerken willkommen. Natürlich kann sich jeder das Essen seiner Wahl auch ins eigene Zimmer bringen lassen.

Synagoge oder Kapelle

Juden wie Christen loben ihren Gott, allerdings auf unterschiedliche Art und Weise – und vor allem nicht in den gleichen Gotteshäusern. Um beiden religiösen Traditionen gerecht zu werden, feiert der Holbeinhof wohl als einziges Alters- und Pflegeheim an zwei unterschiedlichen Wochentagen "Sonntag".

Die jüdischen Heimbewohner besuchen jeweils zum Schabbat und an jüdischen Feiertagen die hausinterne Synagoge. Die Christen müssen mit einer Mehrzweckhalle vorlieb nehmen, die gelegentlich auch als Konzertsaal, für Lesungen oder Filmvorführungen genutzt wird. Alle zwei Wochen verwandelt sich der grosszügige Raum für einen Freitagvormittag in eine Kapelle, und es wird ein römisch-katholischer oder ein reformierter Gottesdienst gefeiert. Für mehr Gottesdienste hat "die christliche Kirche zu wenig Leute", sagt Hoffmann.

Offen für alle

Der Heimleiter kann sich gut vorstellen, auch Menschen aus anderen Religionsgemeinschaften im Holbeinhof aufzunehmen. So hatte das Heim bereits in seinen Anfängen zwei muslimische Bewohner. Es komme allerdings immer darauf an, "wie weit sie sich selber und ihre Angehörigen an das bestehende Konzept anpassen wollen". Sicher wäre aber für Hoffmann, dass sie von den aus rund 29 Nationen stammenden Mitarbeitern viel Verständnis und in religiöser Hinsicht kompetente Betreuung erhalten würden.

"Die Integration von Muslimen wäre sicher am einfachsten", da diese gemäss dem Heimleiter ähnliche Speisevorschriften kennen wie Juden. So essen zum Beispiel beide koscher und nur Fleisch von geschächteten Tieren.

Da laut Hoffmann die Lebensart von Muslimen doch recht verschieden von derjenigen der Juden und Christen ist, würde er es begrüssen, wenn man sich mehr "Gedanken dazu macht, das eine oder andere muslimische Altersheim zu eröffnen". – Derzeit leben rund 400.000 Muslime in der Schweiz. Nach dem Christentum ist der Islam die zweitgrösste Religionsgemeinschaft in der Eidgenossenschaft.

(kipa / Bild: Bettina Tobler)

Joseph Candolfi gestorben

Emeritierter Basler Weihbischof engagierte sich zeitlebens für die Migranten

Solothurn. – Joseph Candolfi, emeritierter Weihbischof des Bistums Basel, ist am Sonntag, 7. August, im Alter von 89 Jahren in Bellach SO gestorben. Das teilte das Bistum am 8. August mit. Candolfi hat die Kirche Schweiz in zahlreichen Ämtern aktiv mitgestaltet: als Pfarrer, Generalvikar, Weihbischof, gleich zweimal als Apostolischer Administrator der Diözese Basel. Als erster Weihbischof überhaupt – ermöglicht durch eine Statutenänderung – leitete er von 1989 bis 1991 die Schweizer Bischofskonferenz (SBK).

Joseph Candolfi wurde am 15. Juli 1922 in Reconvilier JU geboren. Nach seiner Priesterweihe am 1. Juli 1947 wirkte er zuerst als Vikar in Riehen BS und anschliessend in St-Ursanne JU; zwischenzeitlich erwarb er den Doktortitel in Theologie. Während 14 Jahren trug er anschliessend in Bern die Verantwortung für die Französischsprachige Mission ("Mission française"), die in der Zwischenzeit eine eigene Pfarrei geworden ist. Später wirkte er als Pfarrer in St-Imier BE und gleichzeitig als Dekan von Moutier-St-Imier-Biel.

1968 berief ihn Bischof Anton Hänggi zum Generalvikar des Bistums Basel. Dabei beschäftigte sich Candolfi insbesondere mit Fragen der Migration und der Ökumene. 1971 wurde Generalvikar Joseph Candolfi residierender Domherr des Standes Bern und 1977 Dekan des Domkapitels der Diözese Basel in Solothurn. Am 3. Juni 1983 wurde er zum Weihbischof des Bistums Basel ernannt.

In der Schweizer Bischofskonferenz war Candolfi für den Arbeitsbereich Migration verantwortlich; dabei kümmerte er sich insbesondere um die Seelsorge für die italienisch-, spanisch- und portugiesischsprachigen Gläubigen. Zweimal wirkte Weihbischof Candolfi im Bistum Basel als Apostolischer Administrator: Nach dem Weggang von Bischof Otto Wüest im Jahre 1993 sowie nach demjenigen von Hansjörg Vogel zwei Jahre später.

Seine Demission als Weihbischof wurde am 30. März 1996 angenommen. Seit dieser Zeit lebte er als Pensionär in Bellach und stellt sein priesterliches Wirken der Pfarrei Bellach zur Verfügung; auch engagierte er sich in der Betagten-Seelsorge.

Migration und Ökumene

Zeitlebens engagierte sich Candolfi, selber Spross einer Familie aus der italienischsprachigen Schweiz, für ökumenische Anliegen wie für die Einbindung der Fremden in die Kirche Schweiz. Als Brückenbauer zwischen Sprachgruppen und Nationalitäten – Candolfi sprach selber fliessend deutsch, französisch und italienisch – sah er im Zusammenkommen trotz sozialer, sprachlicher, kultureller Unterschiede das Zeichen, dass Kirche als Gemeinschaft von Leuten, die einander lieben, möglich ist.

Auch das Thema Ökumene begleitete Candolfi. Seinen ersten pastoralen Dienst erfüllte er, wieder in einer mehrheitlich reformiert geprägten Region, als Vikar in Riehen BS. Sein Motto als Weihbischof von Basel, das Pauluswort "Allen bin ich alles geworden", wählte er in der Überzeugung, dass ein Bischof die Einheit der Christen fördern muss. Nicht nur in der Bischofskonferenz war er für die Fragen der Ökumene verantwortlich; er war zudem Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz und Co-Präsident der Evangelisch/Römisch-katholischen Gesprächskommission.

Weihbischof Joseph Candolfi (2007)

Seinem bischöflichen Wahlspruch folgend hat Joseph Candolfi seine ganze Kraft in den Dienst der Kirche gestellt, heisst es in der Todesanzeige von Bistum, Familie und Bischofskonferenz zur Würdigung Candolfis. Es sei ihm ein grosses Anliegen gewesen, "den Menschen in ihren Nöten und Fragen beizustehen, Verständnis zu wecken für die christlichen Werte und Zeugnis zu geben für die Frohe Botschaft Jesu Christi".

Hinweis: Der Dreissigste wird am 7. September um 12.15 Uhr in der Jesuitenkirche in Solothurn gefeiert. (kipa / Bild: Josef Bossart)

In 2 Sätzen

Testament. – Am 13. September findet der erste internationale Tag des Testaments statt. Verschiedene gemeinnützige Organisationen und Verbände haben sich zum Verein "My happy End" zusammengeschlossen und orientieren an diesem Tag über die Bedeutung von Erbschaften für gemeinnützige Organisationen (www.myhappyend.org). (kipa)

Wahlkampf. – Unter Federführung der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus hat ein Komitee eine Kampagne für "Fairplay im Wahlkampf" lanciert; zahlreiche Theologen und Kirchenleute unterstützen diese. Mit der Online-Kampagne, die eine Gegenstimme zu fremdenfeindlichen und rassistischen Tönen sein soll, sollen bis zu den eidgenössischen Wahlen vom 23. Oktober 50.000 Unterschriften gesammelt werden. (kipa)

Konfessionslos. – Erstmals beteiligen sich explizit Konfessionslose an den eidgenössischen Wahlen vom 23. Oktober. Unter dem Listennamen "Konfes-sionslose.ch – Liste für die Trennung von Staat und Kirche" kandidieren 13 Frauen und 21 Männer aus dem Kanton Zürich, die nach eigenen Angaben für die Werte der Aufklärung einstehen. (kipa)

Feriengrüsse. – Vier Schweizer Bischöfe, die am Weltjugendtag in Madrid teilnehmen, verfassen täglich eine Postkarte und berichten über ihre Erlebnisse. Die Feriengrüsse der Weihbischöfe Marian Eleganti und Martin Gächter sowie der Bischöfe Pier Giacomo Grampa und Vitus Huonder können auf der Homepage der Schweizer Bischofskonferenz nachgelesen werden (www.bischoefe.ch). (kipa)

Studie. – 16- bis 25-Jährige in der Schweiz besuchen meist nur an für sie wichtigen Lebensstationen die Kirche: Dies ist eines der Ergebnisse einer Studie der Grossbank Credit Suisse (www.credit-suisse.com/jugendbarometer). 43 Prozent, die sich einer christlichen Religionsgemeinschaft zugehörig fühlen, seien davon überzeugt, dass es einen Gott gebe; dagegen weisen rund 29 Prozent aller Befragten den Glauben an eine höhere Macht oder an Gott explizit zurück. (kipa)

Film "Vol spécial" in Locarno erfolgreich

Ökumenische Jury zeichnet Schweizer Dokumentarfilm aus

Locarno TI. – Der Dokumentarfilm "Vol spécial" erhält den diesjährigen Preis der Ökumenischen Jury der christlichen Kirchen am 64. Filmfestival von Locarno. Der Film zeigt die Hoffnungen und Ängste der Menschen im Genfer Ausschaffungszentrum Frambois. Lobende Erwähnungen vergibt die Jury an den niederländischen Film "Onder ons" und die argentinisch-schweizerische Produktion "Abrir puertas y ventanas", der am Filmfestival den Goldenen Leoparden als besten Film erhält.

"In seiner berührenden und authentischen Dokumentation führt Fernand Melgar das Publikum an einen Ort, den Normalbürger niemals zu Gesicht bekommen: in das Ausschaffungszentrum Frambois, in dem Hoffnungen und Ängste unterschiedlichster Menschen kulminieren", schreibt die Ökumenische Jury in ihrem Communiqué über den Schweizer Film "Vol spécial". Angestellte und Insassen verhielten sich "menschlich unter unmenschlichen Umständen"; sie werden "als Individuen erfahren, die ihre eigene Familie, ihre Religion und ihre je eigene Würde haben", begründet die Jury weiter.

Das Asylgesuch der Menschen, die im Ausschaffungszentrum Frambois leben, wurde abgelehnt. Bis zu 24 Monate kann die Haft dauern, und der Bescheid für die Ausschaffung kommt ohne Vorwarnung. Auf der einen Seite die Wärter, die humanistische Werte vertreten, auf der anderen Seite Menschen, die jeden Tag mit ihrer Ausschaffung rechnen müssen. Der Kontakt mündet meist in Hilflosigkeit und Demütigung. So beschreibt das Filmfestival von Locarno den Dokumentarfilm "Vol spécial". Die Verzweiflung in dieser Ausnahmesituation hat einen Namen: Sonderflug.

Zwei lobende Erwähnungen

Im niederländischen Film "Onder ons" wird das Leben der Polin Ewa beleuchtet, die in die Niederlande ausgewandert ist. Sie spricht kein Holländisch und erträgt die Einsamkeit nur dank der Freundschaft zu einer anderen Polin. Als sie die Identität eines Vergewaltigers aufdeckt, weiss sie nicht, was sie mit dieser Information anfangen soll. Je länger sie schweigt, desto seltsamer erscheinen ihr die Menschen.

Von drei völlig unterschiedlichen Schwestern, Waisen, die allein in einem Haus voller Erinnerungen leben und erwachsen werden, erzählt die argentinisch-schweizerische Produktion "Abrir puertas y ventanas". "Atmosphärisch aussergewöhnlich dicht" sei der Film der Regisseurin Milagros Mumenthaler, schreibt die Jury. Sie zeige die verschiedenen und manchmal schmerzhaften Wege auf, auf denen eine individuelle Entwicklung erfolge.

Dieser Film wurde am Filmfestival als bester Film mit dem Goldenen Leoparden ausgezeichnet. Eine der drei Hauptdarstellerinnen erhielt auch den Preis als beste Schauspielerin.

Seit 1973

Der Preis der Ökumenischen Jury geht seit 1973 an Filmschaffende, denen es mit künstlerischer Begabung gelingt, das Publikum "für religiöse, menschliche oder soziale Werte zu sensibilisieren". (kipa)

Seitenschiff

Cappuccino to go. – "Cappuccino to go?" – bei dieser Wendung denkt man unwillkürlich an die Kaffee-Bar. Dort, wo der Kunde entweder seinen Mokka in der Tasse bestellt oder im Becher wünscht, zum Mitnehmen, oder auf gut neudeutsch "to go".

In der Ostschweiz erinnert die Wendung auch an die Brüder in den braunen Kutten, die nun ihr Kloster in Appenzell verlassen, den Schlüssel drehen und dem Kanton aushändigen. Was auffällt: Wie wenig Trübsinn beim Packen der Koffer herrscht.

Kapuziner sind keine Sesselkleber. Genau so wie ihr Ordensgründer, Franziskus, ihnen nicht ein verwurzeltes Kloster-, sondern ein risikofreudiges Wanderleben vorgemacht hat. In diesem Sinne passt "Cappuccino to go" nicht nur für den Becher mit dem braunen Kaffee, sondern auch für die Männer in der braune Kutte.

In Wien bestellt man übrigens keinen Cappuccino, sondern einen "Kapuziner". "Einen Kapuziner zum Mitnehmen?", fragt die Frau an der Bar. Schön wärs!

J.O. (kipa)

Die Zahl

19.838.627. – Diesen Betrag in Franken hat die Glückskette innerhalb eines Monats an Spenden für Ostafrika erhalten. Neun Partnerhilfswerke leisten Nothilfe in den Regionen, wo Hungersnot und Dürre herrschen. Die Hilfsprojekte der Glückskette-Partner konzentrierten sich derzeit auf kurz- und mittelfristige Nothilfe. Zu den Partnern zählen unter anderem das katholische Hilfswerk Caritas Schweiz. Spenden an die Glückskette auf das Postkonto 10-15000-6 mit dem Vermerk "Afrika" oder online. (kipa)

Zeitstriche

Ohne Internet. *– Was haben ein Internet-Kabel und ein Geduldsfaden gemeinsam? Früher oder später können beide mal reissen. So geschehen vor zwei Wochen. Zuerst riss das Internetkabel und nach vielen Tagen nicht erfolgter Reparatur der Geduldsfaden bei den Redaktionsmitgliedern. Über zwei Wochen lang war in der Kipa-Redaktion Einfallsreichtum und sehr viel Geduld gefragt. Zeichnung von Monika Zimmermann für Kipa. (kipa)*

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Andrea Moresino
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

SKZ 33–34/2011

ÜBER DEN ÖRK-ZENTRALAUSSCHUSS

ÖKUMENE

Alle 12 bis 18 Monate tagt in Genf der Zentralausschuss (ZA) des ÖRK mit Delegierten der Mitgliedskirchen aus den 349 Mitgliedsländern. An diesen Tagungen bearbeiten sie die jeweils an der vorhergehenden Vollversammlung (2006 in Porto Alegre) beschlossenen Themenbereiche, die für den Zeitraum bis zur nächsten Vollversammlung (2013) vorgesehen sind, und greifen aktuelle Problembereiche auf, so auch im Februar dieses Jahres.

Das Thema der nächsten Vollversammlung in Busan (Südkorea) im Herbst 2013 wurde in einem mehrere Tage dauernden Reflexionsprozess im Konsensverfahren entschieden: «Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden», als ein Gebetsruf. Dieser Vorschlag fand ebenfalls von orthodoxer Seite eher Zustimmung, die das ökumenische Anliegen von «Einheit» nicht programmatisch versteht. Generalsekretär Olav Fykse Tveit hatte vor der Entscheidung versichert, dass das Streben nach Gerechtigkeit und Frieden ein Ruf nach Einheit sei und auch deutlich so interpretiert werden könne. Das Thema sei nicht nur ein Motto oder Slogan, sondern biete auch einen Schwerpunkt für theologische Reflexion, Gottesdienst und Meditation im Kontext der Vollversammlung.

Der Wechsel des Generalsekretärs von Samuel Kobia zu Olav Fykse Tveit wird auf allen Ebenen als eine neue Dynamik spürbar. In seinem ersten Amtsjahr hatte Tveit nicht nur viele Mitgliedskirchen in allen Regionen der Welt besucht und die Beziehungspflege mit Pfingstkirchen, evangelikalen Kirchen und der römisch-katholischen Kirche vertieft, sondern auch tiefgehende inhaltliche Anstösse bei seinem Auftreten gegeben wie zum Beispiel mit der Konsultation vom November 2010 zu «Gemeinschaften verändern: Christen und Muslime bauen eine gemeinsame Zukunft» mit Vertretern aus dem Nahen Osten. Der interreligiöse Dialog erhält eine zusätzliche Bedeutung durch die neuen Ereignisse in dieser Region und in Nordafrika.

Friede soll als ein Menschenrecht anerkannt werden

Mit der Internationalen ökumenischen Friedenskovokation (IöFK) unter dem Leitwort «Ehre sei Gott und Friede auf Erden» vom 17. bis zum 22. Mai 2011 in Kingston (Jamaica) wird die Ökumenische Dekade zur Überwindung von Gewalt (2001–2010) abgeschlossen. In den vier Themenbereichen: a) Friede in der Gemeinschaft, b) Friede mit der Erde, c) Friede in der Wirtschaft und d) Friede zwischen den Völkern steht die Vision vom gerechten Frieden als die Option im Raum, die bis zur Vollversammlung in Südkorea zur Empfehlung führen sollte, dass Friede als ein Menschenrecht zu anerkennen sei. Als Weiterführung der abgeschlossenen Dekade in anderer Form sind sowohl die auf Versöhnung ausgerichteten «Living Letters» als auch das seit 2002 erfolgreiche Programm eines Friedensengagements Freiwilliger in Palästina/Israel (EAPPI) vorgesehen. Die «Living Letters», ein Projekt der Ökumenischen Dekade der Kirchen in Solidarität mit den Frauen (1988–1998), führten damals 75 Besuche und in der Ökumenischen Dekade zur Überwindung von Gewalt im Zeitraum von 2007–2010 insgesamt 24 Besuche in Konfliktsituationen und Konfliktgebieten durch. Dabei werden sichere Begegnungen zwischen und mit Konfliktparteien geschaffen, damit Beteiligte und Betroffene sich in einer Atmosphäre des Vertrauens ausdrücken können und die Gewissheit erhalten, nicht allein(gelassen) zu sein. Ein aktuelles Beispiel für die indirekte Versöhnungsarbeit, die vom ÖRK ausging, war die im Januar beschlossene Gründung einer neuen Nation durch die Abspaltung Südsudans.

Gewalt gegen Frauen

Die Thematik Gewalt gegen Frauen kommt in der Friedens-Konvokation in Kingston im Themenbereich «Friede in der Gemeinschaft» zur Sprache. An der ZA-Tagung wurde das Thema «Gerechter Friede – Gemeinschaft von Frauen und Männern» durch die Bibelstudien und ein Plenum mit ausgewählten Texten schon vorgegeben. Anhand von Bibelstudien u. a. zu «Esther» mittels einer Form von Bibliodrama unter Einbezug der Delegierten wurde eine neue, gender-kritische Deutung erarbeitet. Die Beteiligung des Plenums führte zu fundierter Reflexion über Hermeneutik, traditionelle Auslegung sowie kulturelle Einflüsse, die alle bis anhin die gesellschaftliche Diskriminierung und Gewalt an Frauen ausgeblendet haben. Die Bewusstmachung und Bewusstwerdung solcher unterschwelliger Tatsachen und Sichtweisen zeigt sich als ein langsamer Lernprozess, dem sich alle Delegierten unterschiedlichster konfessioneller Zugehörigkeit offen zeigten. Sowohl die kubanisch presbyterianische Pfarrerin und ÖRK-Präsidentin Ofelia Ortega Suarez wie auch die anglikanische ÖRK-Präsidentin Mary Tanner verwiesen am Women's Dinner auf die Empfehlungen der ÖRK-Konsultation von Sheffield 1981, die im 30-jährigen Rückblick nur teilweise erreicht worden seien. Tanner bezeichnete die damalige Thematik «Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche» als prophetische Vision auch für die Gesellschaft, auf die in Zukunft wieder zurückgegriffen werde. Ortega bedauerte, dass die Teilnahme von Frauen in den Entscheidungs- und Leitungsgremien des ÖRK, im Haus selbst, weit unter den Empfehlungen von Sheffield liegen. Damals wurde von 50 Prozent gesprochen, das sei nie erreicht worden. Die Beteiligung von Frauen liege schwankend zwischen 30 und 40 Prozent. Wenn eine Frau aus einer Schlüsselposition ausscheide, sollte sie nicht durch einen Mann er-

Die evangelisch-reformierte Theologin und Pfarrerin Esther R. Suter berichtet regelmässig als Fachjournalistin in verschiedenen kirchlichen und säkularen Medien über aktuelle christliche Veranstaltungen.

ÖKUMENE

setzt werden, sonst würden die Kommissionen aus lauter Männern bestehen und es sei kein Gender-Gleichgewicht da. In etwa vier Kommissionen werden jedoch Frauen durch Männer ersetzt. Mit einer Gender-Policy würde dieses Bild der Ungleichheit verändert.

Vision der Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche?

Mit Sheffield wurde eine Vision der Gemeinschaft von Frauen und Männern in Kirche und Gesellschaft wie auch für eine Frauentheologie und Hermeneutik von Frauen entwickelt. Ortega bezeichnete sowohl die Entwicklung seit Sheffield wie auch seit der Dekade der Kirchen in Solidarität mit den Frauen als *backlash* und nannte dafür mehrere Faktoren. Einerseits habe die finanzielle Lage des ÖRK manchmal die Teilnahme von Frauen verunmöglicht. Jedoch ist für sie noch schwerwiegender: «Wir verloren den Sinn von Gemeinschaft, den wir in Sheffield und einige Zeit danach noch teilten.» Ortega hält die damals erreichte Definition für die beste: Frauen und Männer definier(t)en gemeinsam, wie eine Gemeinschaft sein soll. Dieser Vorschlag sei in den letzten Jahren verloren gegangen. Es gelte, die Bedeutung einer inklusiven Gemeinschaft, wie sie Sheffield erreichte, wieder zu gewinnen. Dieses Verständnis schliesse sowohl Frauen wie Männer, unterschiedliche Rassen, Behinderte usw. ein. Die württembergische Pfarrerin Heike Bosien, seit 1998 Mitglied im ZA, erinnerte in Zusammenhang mit Sheffield und danach an den Intergenerationen-Austausch unter dem Dach des ÖRK im Rahmen der sogenannten Marga-Bührig-Seminare. Sie erachtet eine Fortsetzung für angebracht und regte eine neue Folge an, um am Thema von Sheffield weiterzuarbeiten.

Chance für interkulturelle und interreligiöse Verständigung

Zum Plenum «Kirchen und die interreligiöse Realität» brachte die junge deutsche Pfarrerin Christina Biere aus ihrem theologischen Alltag Beispiele junger Muslime, die in Verbindung mit einer neofundamentalistischen islamischen Jugendbewegung um den zum Islam konvertierten Pierre Vogel stehen. Diese nehmen in ihrer Klasse am reformierten Religionsunterricht teil. Etwa 30 Prozent der Jugendlichen ihrer Unterrichtsklasse seien Muslime, die abschliessend im Fach reformierte Theologie geprüft werden, das sie frei gewählt haben. Themen wie die Bergpredigt werden mit dieser interkulturellen Zusammensetzung automatisch zu interreligiösen Themen über ethische Grundsätze. Eine Motivation für die Muslime zur Teilnahme am Unterricht sei, sich Religion als tragende Grundlage fürs eigene Leben anzueignen. Der deutsche Staat ist verpflichtet, religiöse Erziehung an öffentlichen Schulen anzubieten. Das inhaltliche Programm setzen die römisch-katholische und reformierte Kirche sowie die jüdische Gemeinde, als vom Staat anerkannte Religionsgemeinschaften, gemeinsam fest. Erst vor kurzem sei auch der Versuch, islamische Religionsklassen an öffentlichen Schulen anzubieten, angesprochen worden und werde immer noch diskutiert, denn die islamischen Gemeinschaften setzen sich aus Menschen mit unterschiedlichem Migrationshintergrund zusammen und sind häufig in sehr verschiedene Gruppen zersplittert. Aber es sei auch ein Zögern vorhanden, die religiösen Rechte im Erziehungssystem auf die muslimische Gemeinschaft auszuweiten. Zu diesem stellte kürzlich das Institut für Religion und Politik der Universität Münster eine breite Übersicht über die religiöse Vielfalt in Europa vor. Diese Studie umfasst fünf Länder: Deutschland, Frankreich Dänemark, Polen und die Niederlande. Sie weise auf, referierte Biere, dass die deutsche Bevölkerung im Vergleich mit den westeuropäischen Nachbarn viel weniger tolerant ist gegenüber Muslimen und nichtchristlichen Religionen. Während in den andern Ländern mehrheitlich positiv über Muslime gedacht werde, sei es in Deutschland lediglich eine Minderheit von 34 Prozent. Andere 42 Prozent in Deutschland finden, dass es Einschränkungen für die Ausübung des Islam geben sollte, und weniger als 30 Prozent befürworten den Bau von Moscheen. Noch weniger Zustimmung geben Deutsche für den Bau von Minaretten oder die Einführung islamischer Feiertage. Während in Dänemark die Hälfte der Bevölkerung für den Bau von Minaretten ist, seien es in Frankreich und der Niederlande ungefähr zwei Drittel, und gleichzeitig befürworten dies drei Viertel der Bevölkerung in Polen. Für Deutschland selbst wies Biere auf, dass etwa 40 Prozent im westlichen Teil nur wenige Kontakte zu Muslimen pflegen, während es im östlichen Teil umgekehrt nur 16 Prozent sind. Am meisten Kontakte zwischen der einheimischen und muslimischen Bevölkerung und das positivste Islambild werden in Frankreich verzeichnet.

Die Religionssoziologen sehen ausser dem mangelnden Kontakt zur islamischen Bevölkerung einen weiteren Grund für die intolerante Haltung gegenüber Muslimen in Deutschland darin, dass bis zum Herbst 2010 noch keine ehrliche und intensive öffentliche Debatte über Islam und Integration geführt worden ist. Die Studie weise jedoch auf, dass Religionsfreiheit durchaus ein Thema für die deutsche Gesellschaft sei, was ebenfalls für die Kirchen gelte. Für Biere gibt es dennoch Hoffnungszeichen. So sieht sie zum Beispiel eine grosse Chance in breit angelegten interreligiösen Lernmöglichkeiten durch die Tatsache, dass die gemischten Gruppen von Schülern mit unterschiedlichem Religionshintergrund an den christlichen Unterrichtsklassen in öffentlichen Schulen teilnehmen. Biere stellte die Frage: Aber sind sich die Kirchen in Deutschland dieser immensen Verantwortung beim Führen von Klassen im Religionsunterricht an öffentlichen Schulen wirklich bewusst? Sie ist sich dessen nicht so sicher.

Esther R. Suter

SKZ 33–34/2011

ÖKUMENE

40 JAHRE AGCK SCHWEIZ, 10 JAHRE CHARTA OECUMENICA

Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz AGCK-CH wird 40 Jahre alt. Nach etwas mühevollen Anfängen ist sie eine etablierte Institution mit kreativem Potential. Doch immer noch ist selbst Kirchenleuten ihre Arbeit oft wenig bekannt. Wo steht sie heute? Hat sie Visionen? Welche Bedeutung messen ihre Verantwortlichen der Einheit der Christinnen und Christen zu? Die AGCK arbeitet auf den Grundlagen der Charta Oecumenica, die dieses Jahr 10 Jahre alt wird. Um sie bekannter zu machen, verleiht die AGCK seit 2009 wegweisenden Projekten für gute Ökumene nach sorgfältiger Prüfung das Oecumenica-Label. So wurde zum Beispiel die AGCK Vaud für ihre monatlichen ökumenischen Gottesdienste in der Kathedrale Lausanne ausgezeichnet. Dazu der ökumenische Kirchenauftritt an der Gastronomiemesse IGEHO Basel, L'Ecole de la Parole en Suisse romande und die ökumenische Kampagne der kirchlichen Werke. Dieses Jahr wurde der «Ökumenische Chor Freiburg» ausgezeichnet, erstmals ein kirchenmusikalisches Projekt!

Das Gebet mit- und füreinander ist und bleibt ein wichtiges Anliegen der AGCK. Nicht ohne Grund nennt deren erste Frau im Präsidentenamt, Reverend Adèle Kelham, als Motto ihrer Arbeit «Mit- und füreinander beten». Die Gebetswoche für die Einheit der Christen ist ein wichtiger Anlass. Dazu kommen aber auch Feiern wie 2010 in der Kathedrale von Lausanne: 1000 Menschen aus unterschiedlichen Kirchen – von den Landeskirchen bis zu afrikanischen Migrationskirchen – nahmen daran teil, von Freikirchen bis zu orthodoxen Gemeinschaften. 2011 werden zwei grosse nationale Gottesdienste stattfinden: Eine ökumenische Feier zum Doppeljubiläum «40 Jahre AGCK Schweiz/10 Jahre Charta Oecumenica» in Luzern. Dazu der Gottesdienst zur Eröffnung der neuen Legislatur in Bern, für den jeweils die AGCK verantwortlich ist. Die AGCK-CH unterstützt regelmässig kantonale AGCKs bei ihrer Arbeit; dies auch bei der Vorbereitung der Unterzeichnung der Charta der Kantonalkirchen. Ausserdem arbeitet sie mit entsprechenden Organisationen in Europa zusammen. Im September wird jeweils die Schöpfungszeit begangen. Hier engagiert sich die AGCK-CH seit einiger Zeit als Umsetzung der Charta zusammen mit der «oeku». Alle Mitgliedkirchen erhalten Informationen zu deren Projekten; damit sind auch die so genannten kleinen Kirchen mit der kirchlichen Umweltarbeit vernetzt.

Taufe, Ostertraditionen usw.

Die Ausweitung der Taufanerkennung ist ebenfalls eine Verpflichtung der Charta. Eine entsprechende Arbeitsgruppe von Fachleuten eruiert zur Zeit, welche Kirchen sich gegenseitig zu welchen Bedingungen die Taufe anerkennen können. Dies spielt auch in der Frage der konfessionsverschiedenen Ehen eine Rolle. Daneben geht es der AGCK aber auch um eine Vertiefung des Taufverständnisses. Die Landeskirchen in der Schweiz haben 1973 als erste in Europa eine entsprechende Verpflichtung unterzeichnet. 2013 soll das Dokument für die Ausweitung fertiggestellt sein.

Die Osterdaten der West- und Ostkirchen fallen 2011 und 2014 zusammen. Zu diesem Anlass wurde eine Broschüre erstellt, die in kurzen Texten über die unterschiedlichen konfessionellen Symbole und Traditionen informiert. Sie enthält aber auch passende Lieder oder Rezepte für Osterkuchen. Gemeinden können sich hier praktische Anregungen holen.

Die Frage um das Verhältnis Kirche/Religionen-Staat hat in den letzten Jahren, insbesondere seit der Minarettverbotsinitiative, an Bedeutung zugenommen. Die AGCK klärt in diesem Zusammenhang neue Positionen – etwa auch die Möglichkeiten einer nationalen Anerkennung der so genannten «kleinen Kirchen» – und setzt sich für den religiösen Frieden in der Schweiz ein. Ausserdem fördert sie die Integration von Menschen aus anderen Ländern, denen die Kirchen religiöse Heimat, aber auch eine Brücke in die hiesige Gesellschaft sind.

Die Ökumene in der Schweiz bewegt sich! Das zeigt auch, dass neu Theologinnen und Theologen aller AGCK-Mitgliedkirchen nach einer entsprechenden Ausbildung und Beauftragung in der Notfallseelsorge tätig werden können! Früher war dies nur für Mitglieder des SEK und der Schweizerischen Bischofskonferenz möglich.

Visionen: Wohin soll sich die AGCK entwickeln?

Wo steht die AGCK in 10 Jahren? Hier eine kleine Auswahl an Visionen von Mitgliedern des Präsidiums: Bischof Pierre Farine, Weihbischof des Bistums Lausanne, Genf und Freiburg, beantwortet die Frage so: «Sie wird anders sein als heute. Denn seit ich die AGCK kenne und dort mitarbeite, ändert sie sich, ist in Bewegung, hat Projekte entwickelt wie das Label, die Annäherung unter den Kirchen. In 10 Jahren bin ich nicht mehr in der AGCK. Ich freue mich, dass dann andere die Fackel übernommen haben: Dies werden Frauen und Männer sein, erfüllt vom Geist Christi, begeistert vom Evangelium und der sichtbaren Einheit der Kirche. Es wird weitergehen, mit Kreativität und dem Wirken der Gnade. Der Heilige Geist wird uns dabei helfen, weitere Schritte zu machen.»

ÖKUMENE

Baptisten-Pfarrer Stefan Gisiger erklärt: «Ich habe einen Traum: Die AGCK wird sich weiterentwickelt haben, weil die gesamtgesellschaftlichen und globalpolitischen Herausforderungen der Zeit nicht spurlos an den Kirchen, den Kirchenleitungen und damit auch an den Kirchenstrukturen vorbeigegangen sein werden. Die AGCK wird zusammen mit dem Verband evangelischer Freikirchen und Gemeinden in der Schweiz VFG eine gemeinsame Plattform des kirchlichen Lebens in der Schweiz sein.

Die neuen, von allen Kirchen und Freikirchen gemeinsam entwickelten und getragenen Strukturen ermöglichen Räume und Formen der Gemeinschaft der Kirchen untereinander, die wir uns heute so noch nicht vorstellen können. Denominationelle Unterschiede, verschiedene kirchen- und kirchenpolitische Schwerpunkte und theologische Differenzen wird es wohl weiterhin geben, aber sie werden weder nach innen noch nach aussen die Agenda unserer Kirchen prioritär bestimmen. Gespräche über Ekklesiologie, Evangelisation, Mission und Diakonie werden uns gezeigt haben, dass das Zeugnis Christi in der Schweiz nur dann einen wirklichen *impact* in der Bevölkerung unseres Landes hat, wenn es von allen Kirchen in versöhnter Verschiedenheit gemeinsam gewollt, verkündigt und gelebt wird.»

Pfarrerin Dagmar Magold, Präsidentin des Bundes Evangelisch-Lutherischer Kirchen in der Schweiz und Liechtenstein, meint: «‹Einheit ist nicht eine Option, die wir wählen könnten oder nicht. Einheit ist Geschenk.› Diese Worte des ehemaligen Generalsekretärs des Lutherischen Weltbundes, Dr. Ishmael Noko, haben mich geprägt. Nach Paulus sind wir alle bereits der eine Leib Christi, verbunden durch den Heiligen Geist und die Taufe und umschlungen vom Band der Liebe. Das vergessen wir oft und pflegen unsere konfessionellen und traditionellen Egotrips. Dadurch haben wir unnötig die Einheit in Christus beschädigt. Und nun meinen wir, wir müssten sie mühsam herstellen, dabei ist sie uns längst schon geschenkt. Wenn wir das alle in unserem täglichen Leben und in der kirchlichen Zusammenarbeit beherzigen würden, ragte wohl ein Zipfel des Reiches Gottes in unsere Welt. Dann wären wir alle gemeinsam, ein jedes auf seine Art, der lebendige Leib Christi und lebendige Zeugen für die Welt. Daran will ich mitarbeiten.»

Reverend Adèle Kelham, Präsidentin der AGCK, möchte sich am Modell der Kirchen der anglikanischen Kommunion und der Utrechter Union (die christkatholische Kirche) orientieren. Diese trafen 1931 eine Übereinkunft, das Bonner Abkommen. Es besteht nur aus drei Sätzen:

1. Jede Kirchengemeinschaft anerkennt die Katholizität und Selbständigkeit der andern und hält die eigene aufrecht.

2. Jede Kirchengemeinschaft stimmt der Zulassung von Mitgliedern der andern zur Teilnahme an den Sakramenten zu.

3. Interkommunion verlangt von keiner Kirchengemeinschaft die Übernahme aller Lehrmeinungen, sakramentalen Frömmigkeit oder liturgischen Praxis, die der anderen eigentümlich ist, sondern schliesst in sich, dass jede glaubt, die andere halte alles Wesentliche des christlichen Glaubens fest.

«Nach diesem Muster verlangt die Ökumene weder eine Übernahme anderer Kirchen noch Fusion, weder Mischung noch Vereinnahmung. Die Kirchen bleiben autonom und anerkennen einander gleichzeitig als Mitglied der einen Kirche», betont sie.

Kritisch reagiert Pfarrer Eduard Wildbolz, früher Sekretär der AGCK, auf die Frage, was Ökumene sei: «Ökumene ist ein Wartesaal, in welchem die Wartenden darauf warten, dass die anderen den ersten Schritt auf die Einheit hin tun. [Ökumene ist] aber auch die Charta Oecumenica, die 2011 zehn Jahre alt wird. Dort heisst es: ‹Die Kirchen müssten in allen Dingen gemeinsam handeln, abgesehen von solchen, in denen tiefe Unterschiede der Überzeugung sie zwingen, für sich allein zu handeln.› Und das haben die Mitgliedkirchen der AGCK Schweiz alle unterschrieben.»

Christiane Faschon, Generalsekretärin AGCK

AGCK-Agenda:
Am 28. August feiert die AGCK das Jubiläum 40 Jahre AGCK-CH/10 Jahre Charta Oecumenica mit einem nationalen Gottesdienst um 18 Uhr in der Matthäuskirche Luzern.

Der Gottesdienst zur Legislatureröffnung in Bern findet alle 4 Jahre statt, 2011 am 5. Dezember.

Zum Taufgutachten zur Ausweitung der Taufanerkennung von Prof. Urs von Arx siehe: SKZ 178 (2010), Nr. 1, 4–10.

Broschüre zu den gemeinsamen Osterterminen: www.agck.ch/de-ch/projekte/gemeinsam-ostern-feiern.html

Die AGCK verleiht seit 2009 das Oecumenica-Label für gute Ökumene. Informationen in d/fr als Broschüre oder www.agck.ch/de-ch/projekte/oecumenica-label.html

Weitere Informationen: Christiane Faschon, Generalsekretärin AGCK Schweiz, info@agck.ch, www.agck.ch

Statements zur Ökumene

Ruedi Heinzer, reformierter Pfarrer, Ratsmitglied des SEK, Präsidiumsmitglied der AGCK-CH: «Der Meister sprach von Schafen in anderen Ställen. Sie würden seine Stimme hören, und dann werde nur noch ein Hirt und eine Herde sein. Wie ich ihn kenne, sprach er nicht von irgendeinem Jenseits. Darum bleibt meine Zuversicht in die ökumenische Bewegung unerschütterlich. Von Herdenschutzhunden, Stacheldraht- und Elektrozäunen und von besitzanzeigenden Ohr- oder Brandmarken hat er notabene nie etwas gesagt. Das braucht es nicht, wenn die Herde mit ihrem Hirten durch die Zeit zieht.»

PD Dr. *Stephan Wirz*, Paulus-Akademie Zürich/Universität Luzern: «Die Kirchen dürfen sich nicht aus dem gesellschaftlichen Diskurs ausklinken. Ökumenisch getragene Projekte und Veranstaltungen erhöhen die gesellschaftliche Durchschlagskraft christlicher Ansätze und Perspektiven.»

Dragana Pijunovic, Baden (AG): «Ökumene ist, wenn Schweizer und Serben, Griechen und Deutsche, Russen und Franzosen bei Speis und Trank über Gott und die Welt friedlich diskutieren und dabei die christlichen Grundwerte austauschen.»

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

Weihbischof Dr. Joseph Candolfi, ehemaliger Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, gestorben

Die Mitglieder der Schweizer Bischofskonferenz gedenken in Dankbarkeit ihres ehemaligen Präsidenten, Mgr. Dr. Joseph Candolfi, emeritierter Weihbischof von Basel, der am Abend des 7. August in Solothurn im Alter von 89 Jahren gestorben ist.

Mit der Bischofsweihe und der Einsetzung als Weihbischof von Basel im Sommer 1983 war Dr. Joseph Candolfi Mitglied der Bischofskonferenz geworden. Er stand von 1989 bis 1991 an der Spitze der Schweizer Bischofskonferenz. Zudem leitete er innerhalb der Bischofskonferenz bis zu seiner Emeritierung 1996 verschiedene Dikasterien. Er war unter anderem verantwortlich für die Fragen des Laienapostolates, für Dienste und Ämter in der Kirche und für die Seelsorge an den Menschen unterwegs.

Mgr. Dr. Joseph Candolfi verstand es, die Schweizer Bischofskonferenz als Präsident auch in schwierigen Umständen ausgezeichnet zu führen und das gemeinsame Handeln der Konferenz zu fördern. Seine Mehrsprachigkeit, seine grosse kommunikative Gabe sowie sein ruhiges und doch bestimmtes Handeln erlaubten es ihm, den Menschen die Wahrheit in Klarheit und Liebe zu verkünden und sie zu Zeugen Christi zu machen. In seine Amtszeit als Präsident fielen der schwierige Leitungswechsel im Bistum Chur, die 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft und, auf europäischer Ebene (er war Mitglied der Versammlung der Europäischen Bischofskonferenzen), die innerdeutsche Vereinigung.

Im Gebete für unseren verstorbenen Mitbruder sind wir verbunden mit Bischof Dr. Felix Gmür, Bischof von Basel, seinen Weihbischöfen Martin Gächter und Denis Theurillat, mit dem General- und den Bischofsvikaren, allen Priestern und Gläubigen des Bistums sowie mit seiner Familie und Freunden.

Freiburg i. Ü./Sitten, 8. August 2011

Im Namen der Schweizer Bischofskonferenz
+ *Norbert Brunner*, Präsident

Portal kath.ch Gratisinserat

Das Internet-Portal der Schweizer Katholiken/Katholikinnen

BISTUM BASEL

Diözesanbischof Dr. Felix Gmür erteilte die Missio canonica an:

Simon Lippuner als Pfarradministrator der Pfarreien St. Nikolaus Auw (AG), St. German Abtwil (AG) und Maria Geburt Sins (AG) per 15. August 2011;

George Maramkandom als Pfarradministrator der Pfarrei Gervasius und Protasius Hägendorf (SO) per 15. August 2011;

Thomas Faas als Gemeindeleiter ad interim der Pfarreien Herz Jesu Derendingen (SO) und St. Josef Luterbach (SO) per 15. August 2011;

Ankica Behloul-Matkovic als Pastoralassistentin in der Pfarrei St. Michael Zug per 15. August 2011;

Ella Gremme als Pastoralassistentin in der Pfarrei Maria Himmelfahrt Baden (AG) per 15. August 2011.

Ausschreibung

Die vakante Pfarrstelle *Allerheiligen Basel* wird für einen Pfarradministrator oder einen/eine Gemeindeleiter ad interim/Gemeindeleiterin ad interim zur Wiederbesetzung per 1. Dezember 2011 ausgeschrieben (siehe Inserat).

Die auf den 1. Juni 2012 vakant werdende Pfarrstelle *St. Johannes Buchs-Rohr* (AG) wird für einen Pfarradministrator oder einen/eine Gemeindeleiter ad interim/Gemeindeleiterin ad interim zur Wiederbesetzung ausgeschrieben (siehe Inserat).

Interessenten melden sich bitte bis zum 15. September 2011 beim Diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn, oder per E-Mail personalamt@bistum-basel.ch.

BISTUM CHUR

Im Herrn verschieden

Franz von Atzigen, Zürich

Der Verstorbene wurde am 21. Februar 1933 in Alpnach geboren und am 7. Juli 1957 in Chur zum Priester geweiht. Als Vikar arbeitete er von 1958 bis 1964 in St. Anton Zürich-Hottingen, von 1964 bis 1965 in Herz Jesu Zürich-Oerlikon, von 1965 bis 1970 in St. Peter und Paul in Winterthur. Von 1970 bis 1995 amtete er als Pfarrer in Erlöser Zürich-Riesbach und von 1995 bis 1999 in Dreikönigen Zürich-Enge. Als Pfarradministrator betreute er von 1999 bis 2001 die Pfarrei St. Felix und Regula in Zürich-Hard. Ab 2001 trat er in den Ruhestand und verstarb am 30. Juli 2011 im Pflegezentrum Entlisberg in Zürich.

Die Gottesdienstfeier fand am Freitag, 5. August 2011, in der Kirche Erlöser in Zürich statt. Beerdigt wurde Pfarrer von Atzigen auf dem Friedhof Enzenbühl in Zürich.

Chur, 4. August 2011 *Bischöfliche Kanzlei*

Einladung zur Missiofeier

Am Samstag, 25. September 2011, um 16 Uhr wird Bischof Dr. Vitus Huonder in der Pfarrkirche Liebfrauen in Zürich, im Rahmen einer Eucharistiefeier, folgenden Personen die Missio canonica als Pastoralassistent/Pastoralassistentin erteilen:

Andreas Berlinger für die Pfarrei Hl. Peter und Paul in Stans; *Julia Buchholz* für die Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Einsiedeln; *Adrienne Hochuli* für die Pfarrei St. Theresia in Zürich Friesenberg. Zu dieser Missiofeier sind alle herzlich eingeladen.

Chur, 11. August 2010 *Bischöfliche Kanzlei*

BISTUM SITTEN

Im Herrn verschieden

Domherr Paul Masserey, Sitten

Am 9. Juni 2011 verstarb in Sitten Domherr Paul Masserey. Der Verstorbene wurde am 5. September 1924 in Venthône geboren und nach seiner Ausbildung am 20. Juni 1948 in Sitten zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in Vissoie (1948–1960), als erster Pfarrer in der Pfarrei St. Guérin in Sitten (1960–1978) und als Pfarrer von Chamoson (1978–1990). 1990 wurde er zum Domherrn der Kathedrale von Sitten ernannt. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er im Alters- und Pflegeheim St. François in Sitten. Nach seiner Beerdigung am 14. Juni 2011 wurde er im Grab der Domherren auf dem Friedhof von Sitten beigesetzt. Er möge ruhen im Frieden.

Sitten, 11. August 2011

Richard Lehner, Generalvikar

Zukunft der Priester – Priester der Zukunft

Viele Baustellen der katholischen Kirche in der Schweiz haben nicht zuletzt mit der Frage der Diözesanpriester zu tun. Dass ihre Zahl seit Jahren rückläufig ist, ist kein Geheimnis und wird sich auch nicht so bald ändern, wie eine Erhebung des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts in St. Gallen (SPI) zeigt. Bei der Frage, wie darauf reagiert werden soll, prallen nicht nur Priesterbilder, sondern auch Kirchenbilder aufeinander. Der «Studien- und Diskussionstag zu Fragen der Entwicklung der Priesterzahlen in der Schweiz» möchte die oftmals eingerosteten Gleise der Argumentation um neue Perspektiven ergänzen. Die Tagung wird vom SPI, der Schweizerischen Regentenkonferenz, der Herbert-Haag-Stiftung für Freiheit in der Kirche und dem Institut für kirchliche Weiterbildung (IFOK) durchgeführt.

Programm: *Vormittag*: Daten und Fakten zur Entwicklung der Priesterzahlen in der Schweiz – Prognosen, Deutungen und Perspektiven; Diskussion mit Vertreterinnen und Vertretern der katholischen Kirche in der Schweiz; Vortrag von Prof. Dr. Rainer Bucher (Graz) über «Priester des Volkes Gottes. Zur prekären Lage und möglichen Zukunft des Weihepriestertums in der katholischen Kirche». *Nachmittag*: Statements von Priesteramtskandidaten, Priestern und Laientheologinnen/-theologen; Podiumsgespräch, Plenumsdiskussion und kritischer Rückblick auf die Diskussion.

Termin und Ort: Samstag, 24. September 2011, 10 bis 16 Uhr, Priesterseminar St. Beat, Luzern; *Tagungskosten* (inkl. Mittagessen): 70 bzw. 20 Franken (Studierende); *Anmeldung*: Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut, Postfach 1926, 9001 St. Gallen, Telefon 071 228 50 90, E-Mail spi@spi-stgallen.ch; *weitere Informationen*: www.spi-stgallen.ch

Die Pfarrei Bruder Klaus ist eine mittelgrosse Stadtpfarrei in einem familienfreundlichen Quartier der Stadt Zürich mit vielfältigen sozialen und kulturellen Angeboten. Wir suchen per sofort oder nach Vereinbarung

einen Religionspädagogen/ eine Religionspädagogin

(20–30%)

Ihre Aufgaben:
- Religionsunterricht für die Oberstufe
- Mitarbeit bei der Firmvorbereitung für Jugendliche
- thematische Veranstaltungen und Projekte
- spirituelle Angebote und Jugendgottesdienste in Zusammenarbeit mit dem Theologenteam

Wir erwarten:
- eine gewinnende und initiative Persönlichkeit
- abgeschlossene Ausbildung im Bereich Religionspädagogik/Katechese
- eine Person mit lebendigem Glauben und konstruktiver Einstellung zur katholischen Kirche
- Team- und Integrationsfähigkeit
- Aufgeschlossenheit, Kontaktfreudigkeit und Initiative
- Einsatzbereitschaft und Flexibilität

Wir bieten Ihnen:
- Unterstützung und Begleitung durch Seelsorgeteam, Kirchenpflege und Pfarreirat
- eine abwechslungsreiche Tätigkeit mit viel Raum für eigene Ideen
- Anstellung und Besoldung nach den Richtlinien der röm.-kath. Kirche im Kanton Zürich

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Pfarrer Martin Burkart, Milchbuckstrasse 73, 8057 Zürich, Telefon 043 244 74 44.

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte schriftlich **bis 30. September 2011** an die Personalverantwortliche der Kirchenpflege: Frau Fabienne Kuhn, Wehntalerstrasse 71, 8057 Zürich.

Kirche + Pfarrei Allerheiligen, Basel-Stadt

Allerheiligen, eine 60-jährige Kirche mit auffallenden Kunstwerken, liegt im ruhigen Neubadquartier, sozusagen ein Dorf in der Stadt Basel. Unsere Pfarrei ist Teil des Seelsorgeverbandes Allerheiligen-St. Marien und arbeitet ebenfalls eng mit der Pfarrei St. Anton zusammen. Mit 2600 Mitgliedern ist Allerheiligen die kleinste Gemeinde, doch wir verzeichnen ein aktives und interaktives Pfarreileben mit engagierten Christen in zahlreichen Gruppierungen sowie den philippinischen, polnischen und slowakischen Gemeinden, die bei uns Messe feiern (siehe www.allerheiligen-basel.ch).

Unser Pfarrer wird pensioniert, deshalb suchen wir per 1. Dezember 2011 oder nach Vereinbarung

einen Pfarradministrator 80–100% oder eine/n Gemeindeleiter/in ad interim 50–80%

Sie wohnen im Pfarrhaus, das auch für eine Familie geeignet wäre und über einen grosszügigen Garten verfügt. Sie haben Freude am Apostolat, an der Katechese und an der Seelsorge. Die Ökumene liegt Ihnen am Herzen, und Sie werden mit den Nachbarpfarreien und den evangelischen Schwestergemeinden die gewachsene Zusammenarbeit weiterführen. Sie sind eine aufgeschlossene, initiativfreudige Persönlichkeit, können Menschen für die Sache Gottes begeistern und mit Alten und Jungen, einfachen und schwierigen Situationen und Personen mit Sorgfalt umgehen. Wir erwarten Sie!

Auskünfte erteilt gerne Isabelle Arnet, Präsidentin der Pfarrwahlkommission, (Holeestrasse 33, 4054 Basel), Telefon 061 267 15 67.

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte bis 15. September 2011 an: Abteilung Personal und Bildung des Bistums Basel, Baselstrasse 58, Postfach 216, 4501 Solothurn, E-Mail personalamt@bistum-basel.ch, sowie eine Kopie an Isabelle Arnet, vielen Dank!

Katholische Kreiskirchgemeinde Aarau
Ortskirchenpflege und Pfarrei St. Johannes
Buchs-Rohr

Die Pfarrei Buchs ist eine mittlere Pfarrei in der Region Aarau mit etwa 2800 Pfarreiangehörigen. Sie pflegt besonders die Arbeit mit Kindern, viele Freiwillige helfen mit, und sie ist aufgeschlossen für verschiedene Leitungsformen. Sie ist Teil des zukünftigen Pastoralraums Region Aarau, AG 1. Dieser Pastoralraum wird nach einem gemeinsamen Pastoralkonzept arbeiten und nimmt die Herausforderungen der Zukunft auf. Neben der intensiven Zusammenarbeit im Pastoralraum wird auch eine gute ökumenische Zusammenarbeit gepflegt.

Für die Pfarrei Buchs-Rohr im Aargau suchen wir per Juni 2012 oder auf Vereinbarung

einen Pfarrer, einen Pfarradministrator oder einen Gemeindeleiter ad interim/ eine Gemeindeleiterin ad interim

und

einen Pastoralassistenten/ eine Pastoralassistentin

Zusammen sind 170 Stellenprozente zu besetzen, die infolge Pensionierung der jetzigen Stelleninhaber frei werden. Bewerbungen können als Team oder einzeln erfolgen.

Die beiden Stellen zusammen übernehmen die ganze Pastoral in der Pfarrei. Als Stichworte seien genannt:
- Gottesdienste für alle Alter und Kasualien
- Katechese, Firmweg 17+ und Erwachsenenbildung
- Kinder- und Jugendarbeit, Seniorenarbeit, Ministrantenarbeit, Begleitung Besuchsdienstgruppe
- Begleitung von Menschen in verschiedensten Lebenslagen
- Betreuung von Freiwilligen, Gruppen und Vereinen, ökumenische Projekte

Wir erwarten von Ihnen, dass
- Sie eine offene Theologie pflegen
- Sie bereit sind, mit anderen Seelsorgeteams und im Pastoralraum zusammenzuarbeiten
- Sie offen für die Menschen, belastbar in schwierigen Situationen und verständlich in der Kommunikation sind

An der neuen Stelle finden Sie
- die Mitarbeit von Katechetinnen und ein Pfarreisekretariat
- eine moderne Kirche mit vielfältigen Pfarrei-Räumlichkeiten
- zeitgemässe Anstellungsbedingungen nach Vorgaben der Kreiskirchgemeinde Aarau

Für weitere Informationen wenden Sie sich bitte an:
Frank von Lewinski, Präsident der Ortskirchenpflege Buchs, Telefon 062 824 40 22, E-Mail vonlewinski@hispeed.ch.

Wissenswertes über die Kreiskirchgemeinde Aarau und die Pfarrei Buchs finden Sie auch unter www.kath-aarau.ch/buchs.

Wir freuen uns über Ihre Bewerbung. Senden Sie bitte die üblichen Unterlagen bis zum 22. September 2011 an folgende Adressen:
Abteilung Personal des Bistums Basel, Baselstrasse 58, Postfach 216, 4501 Solothurn, und eine Kopie bitte an den Präsidenten der Ortskirchenpflege Buchs, Frank von Lewinski, Wiesenweg 4, 5033 Buchs.

Katholische Kirchgemeinde
Wittenbach/Kronbühl

Wittenbach, im Kanton St. Gallen, ist eine Gemeinde mit ca. 9200 Einwohnern, davon ungefähr 3900 Katholiken.

Wittenbach liegt vor den Toren der Stadt St. Gallen, zwischen Bodensee und Alpstein.

In Nachbarschaft mit den zwei kleineren Gemeinden Häggenschwil und Muolen, mit denen wir auf dem Wege sind, eine Seelsorgeeinheit zu bilden.

Wir suchen

eine Pfarreibeauftragte/ einen Pfarreibeauftragten (80–100%)

Wir erwarten von Ihnen:
- dass Sie eine kommunikative, teamorientierte Persönlichkeit mit Führungskompetenzen sind
- pastorales Feingefühl im Umgang mit Menschen
- ökumenische Offenheit
- Zusammenarbeit mit den Pfarreien in der zukünftigen Seelsorgeeinheit
- abgeschlossenes Theologiestudium
- Erfahrung in der Pastoralarbeit einer Schweizer Pfarrei
- Wohnsitz in unserer Gemeinde

Wir bieten Ihnen:
- die einmalige Möglichkeit, beim Aufbau einer neuen Seelsorgeeinheit mitzuwirken
- ein aktives Seelsorgeteam
- priesterliche Mitarbeit der Unteren Waid (Salettinerpater)
- aktive Vereine und Gruppen sowie viele engagierte Freiwillige
- ein kompetent geleitetes Pfarrbüro
- eine gute Infrastruktur
- Pfarrhaus mit Garten

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne:
Christian Leutenegger, Pfarreibeauftragter ad interim, Telefon +41 71 244 45 10
E-Mail christian.leutenegger@kathsg.ch

Ihre Bewerbung richten Sie bitte mit den üblichen Unterlagen an:
Gaby Merz, Kirchenverwaltungsratspräsidentin a. i., Im Grüntal 24, 9300 Wittenbach, Telefon +41 71 298 26 06, E-Mail gaby.merz@gmx.ch

Der Ton macht die Musik

Weil es darauf ankommt, wie es ankommt.

MEGATRON
www.kirchenbeschallungen.ch
Bahnhofstrasse 50 | 5507 Mellingen
Tel. 056 481 77 18
megatron@kirchenbeschallungen.ch

Autorinnen und Autoren
Prof. Dr. *Franz Annen*
Brüöl 14, 6430 Schwyz
franz-annen@bluewin.ch
Prof. Dr. Dr. *Mariano Delgado*
Av. de l'Europe 20, 1700 Freiburg
mariano.delgado@unifr.ch
Christiane Faschon
Nollenstrasse 3, 8572 Berg
info@agck.ch
Dr. *Christoph Gellner*
IFOK, Abendweg 1, 6006 Luzern
christoph.gellner@unilu.ch
Dr. *Ursula Rapp*, Kirchweg 12,
A-6800 Feldkirch
ursula.rapp@aon.at
Esther R. Suter
Dornacherstrasse 286, 4053 Basel
Esther-R.Suter@unibas.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion
Maihofstrasse 76, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr. Zum vollständigen Impressum siehe SKZ-Ausgabe Nr. 31–32/2011, S. 518.

musiCreativ
PRO AUDIO AG
Audio- und Medientechnik

Aktuell

Ist ihr Funkmikrofon ab 2013 noch zugelassen?

Wir bieten zwei Lösungen:
- Umrüstung auf den erlaubten Frequenzbereich (sofern möglich)
- CashBack Aktion für Bestellungen bis 31.8.2011 Fr. 350.- für Ihr altes Funkmikrofon

Rufen Sie uns an, wir beraten Sie kostenlos und unverbindlich!

musiCreativ Pro Audio AG
Tödistrasse 54 • 8810 Horgen •Tel. 044 725 24 77• Fax 044 726 06 38
info@musicreativ.ch • www.musicreativ.ch

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14
LIENERT KERZEN

www.kinderhilfe-bethlehem.ch

KinderhilfeBethlehem
Wir sind da.

Gratisinserat

Wir sind da. Seit 55 Jahren an der Seite von kranken Kindern in Bethlehem!

Jede Spende hilft: PK 60-20004-7

AZA 6002 LUZERN
000001584
8702 / 120
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln
SKZ 33–34 18. 8. 2011

Katholische Kirche im Lebensraum St.Gallen

Die Katholische Kirche im Lebensraum St. Gallen sucht auf den 1. Oktober 2011 oder nach Vereinbarung einen/eine

Stellenleiter/in (80 %) für die Pastorale Arbeitsstelle des Dekanates St. Gallen

Die Pastorale Arbeitsstelle ist für die Umsetzung und Integration des Konzeptes Lebensraumorientierte Seelsorge (LOS) im Dekanat St. Gallen eingerichtet (www.dekanat-stgallen.ch).

Sie koordiniert die pastoralen Inhalte und Aktivitäten für das Dekanat, initiiert neue überpfarreiliche Aktivitäten und unterstützt die Zusammenarbeit der Pfarreien, der Seelsorgeeinheiten sowie der Einrichtungen der Spezialseelsorge. Ebenfalls fördert sie die ökumenischen Kontakte und das Konzept von Kirche in der City.

Aufgabenbereiche:
Sie tragen zusammen mit dem Dekan und dem Dekanatsteam Verantwortung für die pastorale Umsetzung des Projekts LOS und die nachhaltige Entwicklung von pastoralen Projekten. Diese sind kontinuierlich und transparent mit dem Dekanat und den Kirchgemeinden zu planen.

Anforderungen:
- Theologisches Studium
- Zusatzausbildung im Bereich Pastoraltheologie und Beratung
- Gute Kenntnisse der kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Schweizer Kirche mit entsprechender pastoraler Erfahrung
- Fähigkeit zu konzeptionellem Denken und selbständigem Arbeiten
- Freude an der Teamarbeit

Wir bieten:
Vielseitige und herausfordernde Aufgaben in einem motivierten Team. Die Anstellungsbedingungen richten sich nach dem Personalreglement der Katholischen Kirchgemeinde St. Gallen.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Der Präsident des Kirchenverwaltungsrates, Guido Corazza (Tel. 079 697 00 80 / guido.corazza@kathsg.ch), oder der Vizedekan, Christian Leutenegger (Tel. 071 244 45 10 / christian.leutenegger@kathsg.ch), geben Ihnen gerne weitere Auskünfte.

Wir freuen uns auf Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen bis spätestens 30. August 2011 an:

Katholische Kirchgemeinde St. Gallen
Heidi Kuonen, Personalassistentin
Verwaltung Kath. Kirchgemeinde
Frongartenstr. 11, 9000 St. Gallen
Tel. 071 222 36 48, heidi.kuonen@kathsg.ch